

## Distanz

1. Ein interdisziplinärer Begriff
2. Sprachliches
3. Geometrisch-physikalische Grundbedeutung
4. Soziologie
5. Psychologie
6. Biologie
7. Anthropologie
8. Ästhetik
9. Ökonomie

### 1. Ein interdisziplinärer Begriff

›Distanz‹ ist ein interdisziplinärer Begriff. Anders als wissenschaftliche Allgemeinbegriffe wie ›System‹, ›Form‹ oder ›Interaktion‹ haben interdisziplinäre Begriffe spezielle Bedeutungen in den Wissenschaften, in denen sie erscheinen. Sie sind Begriffe mit theoretischem Gewicht, mit deren Hilfe für eine Disziplin zentrale Verhältnisse zum Ausdruck gebracht werden können. Dies gilt für ›Distanz‹ gewiss. Kaum eine Theorie der sozialen Beziehungen, des ästhetischen Produzierens und Konsumierens oder der Sonderstellung des Menschen unter den Lebewesen, die ohne diesen Begriff auskommen könnte. Und doch sind es jeweils andere Aspekte und Schwerpunkte, die in den verschiedenen Disziplinen in dem Begriff gesetzt sind.

Weil ›Distanz‹ in verschiedenen Disziplinen nicht nur spezifische Verhältnisse auf den Begriff bringt, sondern grundsätzliche Aspekte des Ansatzes der Disziplinen betrifft, kann er als ein multipler Grundlegungsbegriff verstanden werden. Ob es Lebewesen im Vergleich zu leblosen Gegenständen, Tiere im Vergleich zu Pflanzen, Menschen im Vergleich zu Tieren, soziale Verbände im Vergleich zu Aggregationen oder Objekte der Ästhetik im Vergleich zu Nutzgegenständen sind – jedes Mal ist es der Distanzbegriff, der in Anspruch genommen werden kann, um das Wesentliche dieser Differenzen zu benennen. Es ist dabei nicht die Unterschiedenheit zu Perspektivierungen anderer Wissenschaften, die mit dem Begriff jeweils zum Ausdruck gebracht wird, sondern ein innerdisziplinäres Abspaltungsphänomen: das für Lebewesen konstitutive Entferntsein vom thermodynamischen Gleichgewicht, das für Animalität konstitutive Verhältnis der nicht unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung, die für Humanität konstitutive Bedingung der Reflexivität in der Überlegung, die für Gesellschaftsbildung grundlegenden

Momente der sozialen Differenzierung und das für Kunst konstitutive Merkmal der Lösung von gewohnten Kontexten.

Die weite Verbreitung von ›Distanz‹ als Differenz- und Grundlegungsbegriff hängt mit seiner eindeutigen Metaphorik und Anschaulichkeit zusammen. Der Begriff bezeichnet eines der einfachsten geometrischen Verhältnisse. Die Einfachheit des Bildes macht es geeignet, fundamentale Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen. Das einfache Bild bleibt auch der gemeinsame Referenzpunkt der Verwendungen des Wortes in den verschiedenen Disziplinen. Es kann daher von einem *Ausstrahlen* einer starken Kernbedeutung in die davon abgeleiteten Bedeutungen der spezifischen Kontexte gesprochen werden. Weil es aber auch zu Übernahmen von Bedeutungsaspekten von einer Disziplin zu einer andern kommt, kann der Begriffstransfer von ›Distanz‹ daneben ebenso in den traditionellen Bildern des *Wanderns* oder *Zirkulierens* des Wortes zwischen den Disziplinen beschrieben werden. Zwischen den Bedeutungen in verschiedenen Disziplinen kann es dabei auch zu reziproken Beziehungen mit wechselseitiger Übernahme von Konnotationen kommen. Der zentrale Referenzpunkt, das geometrisch-geografische Verständnis des Wortes, wird davon aber nicht tangiert und bleibt als stabiler Referenzpunkt im Zentrum der Wortbedeutung bestehen.

Die evaluative Neutralität dieses Referenzpunktes und seine disziplinäre Ferne von den Geistes- und Sozialwissenschaften bedingt wohl auch die Attraktivität des Wortes für die Formulierung grundlegender Verhältnisse in diesen Disziplinen. Denn gerade bei theoretisch als grundlegend angesehenen Begriffen besteht der Bedarf, sie als unableitbar aus benachbarten Konkurrenzdisziplinen einzuführen, als Termini für Phänomene *sui generis*, die gerade nicht aus der Perspektive konkurrierender Disziplinen in den Blick kommen können.

Der evaluativen Neutralität seines zentralen Referenzpunktes in der Geometrie ungeachtet ist ›Distanz‹ in den Geistes- und Sozialwissenschaften aber alles andere als eine neutrale Kategorie. Sie ist vielmehr ein mit wertenden Konnotationen und ideologischen Bezügen hoch aufgeladenes Konzept. Gerade diese Aufladungen können als ein wesentlicher Grund für das Wandern des Wortes zwischen den Disziplinen interpretiert werden. Ihren Ausgang nimmt diese Wanderung von der sozialwissenschaftlichen Bedeutung, die sich auf eine aristokratische Distinktionspraxis bezieht. Die im sozialwissenschaftlichen Bereich gewonnenen evaluativen Konnotationen machen den Begriff für andere Disziplinen wie die Ästhetik und Anthropologie interessant.

Insbesondere im Dreieck dieser drei Disziplinen, der Soziologie, Ästhetik und Anthropologie, vollzieht sich ein Spiel der Übernahme von Bedeutungen und Wertungen, das den Begriff in seinen verschiedenen Rollen zugleich stabilisiert und problematisch macht: ›Distanz‹, soziologisch gedacht als die feinen (und groben) Unterschiede der sozialen Distinktionen, ist ein Begriff, der attraktiv ist für die theoretischen Versuche, das Konstitutive des Menschen im Vergleich zu den anderen Lebewesen in seiner Autonomie und »Naturbefreiung« zu sehen; diese Autonomie wiederum, ebenso wie die »Kälte« der sozialen Distinktion, sind für die Ästhetik interessante Konzepte, über die die Selbstreferenzialität und Nüchternheit des künstlerischen Schaffens gedeutet werden können; und Selbstreferenzialität der Kunst, die ästhetizistische Beschäftigung mit Dingen, die als den Verwertungs- und Nutzungskreisläufen der Gesellschaft entzogen angesehen werden, ist wiederum ein probates Mittel, soziale Distinktionen zu leben und zum Ausdruck zu bringen. In dem Begriff der Distanz überlagert und stabilisiert sich also etwas gleichermaßen soziologisch wie anthropologisch und ästhetisch Grundsätzliches.

## 2. Sprachliches

Seit der Antike bezeichnet der Ausdruck ›Distanz‹ ein elementares räumliches Verhältnis zwischen Dingen. Davon abgeleitet ist der Begriff zwar eine beliebte Metapher, die sich in vielen unterschiedlichen Bereichen findet. Er hat allerdings nicht die universale Verbreitung philosophisch elementarer Begriffe wie ›Form‹ und ›Inhalt‹, ›Allgemeines‹ und ›Besonderes‹, ›Ganzes‹ und ›Teil‹, ›Grund‹ und ›Folge‹ oder ›Zweck‹ und ›Mittel‹. Das Wort ›Distanz‹ hat ebenso wie diese Ausdrücke mit ›Nähe‹ einen polaren Gegenpart und ist damit Teil eines elementaren begrifflichen Oppositionspaars. Im Unterschied zu den anderen genannten Wörtern bezeichnet das Wort aber nicht nur den einen Pol einer Opposition, sondern kann daneben als kontinuierlich variierende Messgröße für das ganze Spektrum verwendet werden: ›Nähe‹ kann damit als Zustand geringer Distanz definiert werden. Ebenfalls anders als die genannten Wörter gehört ›Distanz‹ außerdem einer gehobenen Sprache an; es hat im Deutschen bis in die Gegenwart seinen Status eines Fremdwortes bewahrt, was durch die verbreitete französisch-nasale Aussprache der zweiten Silbe unterstrichen wird. Diese Aussprache des Wortes praktiziert damit eine performative Selbstanwendung: Das Wort wird in prononcierter

Distanz zur Alltagssprache in den Mund genommen. Noch immer ist das Wort offenbar »vom Geist einer aristokratisch-großbürgerlichen Gesellschaft geprägt«, wie Klaus Lichtblau 1986 konstatiert.<sup>1</sup>

Seiner Grundbedeutung nach bezeichnet ›Distanz‹ ein rein statisches Verhältnis des Abstands zwischen Dingen. Die Bedeutung des Ausdrucks lässt sich aber durch die Umwandlung des Wortes in ein Verb leicht dynamisieren. In seiner dynamisierten Bedeutung von ›Distanzierung‹ verweist das Wort, im Gegensatz zum Grundwort, häufig auf ein asymmetrisches Verhältnis zwischen zwei Dingen: Das eine ist der aktive Part, der sich von dem anderen entfernt. Die aktivische Konnotation des Wortes ermöglicht auch seine doppelten Anwendung als einerseits soziale und andererseits psychische Kategorie: Im soziologischen Kontext ist ›Distanz‹ weitgehend synonym mit dem weniger durch seine Herkunft belasteten strukturalistischen Ausdruck ›Differenzierung‹<sup>2</sup>, der ›Distanz‹ seit Mitte des 20. Jahrhunderts in der Soziologie auch weitgehend verdrängt hat. Die Anwendung von ›Distanz‹ im psychologischen Kontext wird dagegen erst durch die in dem Begriff angelegte akteurszentrierte und intentionalistische Perspektive möglich.

Die im Allgemeinen positive Besetzung von Aktivität könnte auch der Grund sein für die evaluative Neutralität des Wortes trotz seiner Opposition zu dem eindeutig positiv konnotierten ›Nähe‹: Der Verlust an Intimität und Bindung, der mit ›Distanz‹ verbunden ist, scheint durch einen Gewinn an Eigenständigkeit und Autonomie in der aktiven ›Distanzierung‹ kompensiert werden zu können. Der Distanzgewinn kann außerdem mit einem Gewinn an Übersicht und Klarheit verbunden werden: »Das Ideal der Klarheit gehört seinem Ursprung nach der räumlichen Distanz zu« (Hans Blumenberg 1975).<sup>3</sup>

In einer derartigen Interpretation scheint bereits die gesamte Komplexität des Begriffs durch, dessen Anwendung von einer Verankerung in Geometrie und Geografie über Biologie, Psychologie, Soziologie und Ökonomie bis zur Anthropologie und Ästhetik reicht und in all diesen Bereichen elementare Verhältnisse zum Ausdruck bringt, aber dabei doch keinen terminologisch eindeutig fixierten Status erlangt – ein Symptom eines typisch interdisziplinären Begriffs.

Etymologisch geht ›Distanz‹ auf das fast gleich lautende lateinische Wort ›distantia‹ zurück; dieses ist abgeleitet von dem Verb ›distare‹ mit der wörtlichen Bedeutung »auseinanderstehen«. In seiner räumlichen Bedeutung bezeichnet das Substantiv im klassischen Latein nicht nur den Zustand des Auseinander-

inanderstehens von zwei Dingen, sondern auch den Raum dazwischen und damit ihren Abstand. Die Messgröße der räumlichen Entfernung ist überhaupt die Grundbedeutung des Substantivs im Lateinischen (Lukrez 55 v. Chr.: »longe distantia«<sup>4</sup>). Daneben wird das Wort schon früh auch in übertragenem Sinn verwendet, etwa für zeitliche Entfernungen oder bei Cicero in der allgemeinen Bedeutung »Verschiedenheit«, z.B. für die Diskrepanz der Charaktere und der Neigungen von zwei Menschen (ca. 45 v. Chr.: »morum studiorumque distantia«<sup>5</sup>) oder bei Vitruv und später Boethius für den Abstand zwischen Tönen (Vitruv um 30 v. Chr.: »intervallorum distantia«<sup>6</sup>; Boethius um 500: »intervallum vero est soni acuti gravisque distantia«<sup>7</sup>).

Von diesem übertragenen Sinn ist die um das Jahr 1000 im Altfranzösischen für das Wort »distance« zuerst nachweisbare Bedeutung »Uneinigkeit, Widerstreit, Zerwürfnis« abgeleitet.<sup>8</sup> In dieser Schreibweise und Bedeutung geht das Wort aber bald wieder unter; als Entlehnung aus dem Lateinischen taucht es in der Form »distance« erneut im 13. Jahrhundert auf und wird meist in übertragener Bedeutung im Sinne von »Verschiedenheit« gebraucht.

Im Englischen bezieht sich, ähnlich wie im Französischen, die älteste Bedeutung auf zwischenmenschliche Auseinandersetzungen im Sinne von »Uneinigkeit, Streit, Zerwürfnis, Tumult«. In dieser Bedeutung erscheint das Wort seit dem späten 13. Jahrhundert, um 1600 auch bei William Shakespeare (»bloody distance«, von Wieland mit »blutigem Hass« übersetzt).<sup>9</sup> Bei Shakespeare findet sich auch die später verbreitete soziale Bedeutung, nach der »Distanz« die emotionale oder soziale Verbundenheit zwischen Menschen bezeichnet (1597: »she [...] kept cold distance, and did thence remove, to spend her living in eternal love«<sup>10</sup>; 1604: »polite distance«<sup>11</sup>). Im Französischen erscheint diese Bedeutung wohl erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Corneille 1660: »la distance des lieux affoiblit dans le cœur ce qu'elle cache aux yeux«<sup>12</sup>; Racine 1669: »combien sa confidence entre un sujet et lui doit laisser de distance«<sup>13</sup>).

Anders als im Französischen und Englischen bezieht sich die älteste für das Deutsche nachweisbare Bedeutung von »Distanz« allein auf räumliche Verhältnisse. Das Wort erscheint Mitte des 15. Jahrhunderts (Algorismus Ratisbonensis 1461: »distanz [zwischen zwei Planeten]«<sup>14</sup>; Grammateus 1518: »distanz oder weyte«<sup>15</sup>; Münster 1544: »ein gross distanz oder ein breit möre zwischen zweien örtern gelegen ist«<sup>16</sup>; 1591: »ehe man eine Büchse zum zil ordne, ist von nöten, das die distanz oder ferne

desselben bekannt sey«<sup>17</sup>). Im späteren 16. Jahrhundert wird es auf abstrakte Sachverhalte übertragen und erhält die allgemeine Bedeutung »Unterschied« (Roth 1571: »Distantz, Unterscheid, ein weit von einander«<sup>18</sup>). Die auf soziale Verhältnisse bezogene Bedeutung findet sich erst seit dem 18. Jahrhundert (von Zinzendorf 1757: »Es muß eine ewige distanz bleiben zwischen dem HERRN und dem diener«<sup>19</sup>; Bürger [1794]: »das Bewußtseyen unserer Distanz von den unvernünftigen Geschöpfen«<sup>20</sup>; Hartenstein 1844: »Das Ideal des Wohlwollens [...] ist charakterisiert durch die Besinnung auf die Distanz zwischen dem Ich und dem Du«<sup>21</sup>; Lindner 1858: »Die Liebe sucht sich dem geliebten Gegenstande so viel als möglich zu nähern [...]. Sie verschmilzt also die Individuen in die Einheit des Daseins, und hebt die Distanz, die sich zwischen ihnen befindet, so viel als möglich, auf«<sup>22</sup>). Für die verschiedenen Aspekte der sozialen Distanz werden im Deutsche viele Komposita gebildet, z.B. »Distanzsphäre« (Simmel 1908)<sup>23</sup>, »Beziehungsdistanz« und »Verhaltensdistanz« (Geck 1949: »Die persönliche Distanz kann als innere Distanz nach außen hin mehr oder weniger deutlich erkennbar sein, kann sich aber auch insbesondere in der Verhaltensdistanz äußern. Die tatsächliche Distanz zweier Menschen, d.h. also die Beziehungsdistanz zwischen zwei Menschen, kann rein von deren persönlichem Verhältnis zueinander bestimmt sein, kann aber auch durch irgendwelche soziale Normen oder Gruppenzugehörigkeit bestimmt sein«).<sup>24</sup>

Verdeutscht wird das Wort »Distanz« 1648 mit »Abstand« durch Philipp von Zesen (»Abstand/abständigkeit/abgelägenheit. Distantia, Distance«).<sup>25</sup> Der Ausdruck »Abstand« ist zuvor und auch danach weiterhin in der Bedeutung »Ablassen, Aufgeben« in Gebrauch.

Lexikografisch bemerkenswert ist es, dass »Distanz« trotz seines immer wieder behaupteten Charakters eines Grundbegriffs für verschiedene Disziplinen in den fachwissenschaftlichen Lexika in der Regel nicht erscheint, weder in den großen Enzyklopädien der Soziologie<sup>26</sup> noch der Psychologie<sup>27</sup>, Anthropologie<sup>28</sup>, Philosophie<sup>29</sup>, Ökonomie<sup>30</sup> und Ästhetik<sup>31</sup>. Auch für eine Aufnahme in den Kanon der philosophischen Metaphern hat es für »Distanz« nicht gereicht.<sup>32</sup> Lediglich meist kleinere Lexika der Psychologie<sup>33</sup> und Ästhetik<sup>34</sup> enthalten Einträge zu dem Lemma. In einem verbreiteten französischen Wörterbuch der Ästhetik erscheint zwar das Wort »distanciation«<sup>35</sup>, allerdings in einer speziellen terminologischen Bedeutung als Übersetzung für den Terminus »Verfremdung« aus der Damentheorie, d.h. für »die künstlerisch bewußt gesetzte grundlegende

Distanz der poetischen Realität zur Alltagsrealität<sup>36</sup>. Begriffsgeschichtliche Darstellungen zum Distanzbegriff fehlen fast vollständig; lediglich aus den Jahren 1948/49 liegt jeweils eine begriffshistorische und dogmengeschichtliche Abhandlung von L.H. Adolph Geck vor.<sup>37</sup> Das ›Historische Wörterbuch der Philosophie‹ hat je einen Eintrag zur ästhetischen und sozialen Distanz<sup>38</sup> und die ›Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie‹ behandelt den mathematischen Distanzbegriff<sup>39</sup>.

In allgemeinsprachlichen Lexika finden sich Einträge zu dem Wort seit dem 19. Jahrhundert, anfangs bloße Worterklärungen als »Abstand, Entfernung«, so in der 14. Auflage des Brockhaus aus dem Jahr 1894<sup>40</sup>, später nach verschiedenen Disziplinen differenzierte Darstellungen. In der 15. Auflage des betreffenden Bandes der ›Brockhaus-Enzyklopädie‹ von 1929 erfolgt eine Differenzierung in Nautik und Rennsport; diese wird in der 16. Auflage von 1953 wieder zurückgenommen. In der 17. Auflage von 1968 wird die bis heute gültige Gliederung der Darstellung in Biologie, Sozialpsychologie, Mathematik und Rennsport begründet; die in dieser Auflage noch einem eigenen Eintrag zugewiesene ›Distanzmessung‹ wird ab der 18. Auflage von 1978 unter ›Vermessungskunde‹ bzw. später ›Geodäsie‹ dem Haupteintrag ›Distanz‹ untergeordnet. Die Gliederung der Darstellung in fünf Disziplinen, nämlich Geodäsie, Mathematik, Soziologie, Sport und Verhaltensforschung, bleibt von der 19. Auflage von 1988 bis zur 21. Auflage von 2006 unverändert.

### 3. Geometrisch-physikalische Grundbedeutung

Seit der Antike bezieht sich eine durchgehende Bedeutung von ›Distanz‹ auf eine elementare geometrische Messgröße. Im ›Zedler‹ von 1734 ist dies die Grundbedeutung, neben der eine davon abgeleitete geografische und astronomische Bedeutung behandelt wird. Die mathematische Grundbedeutung wird bestimmt als »kürzeste Linie, so zwischen zweyen Dingen enthalten ist.«<sup>41</sup> Moderne Definitionen weichen davon kaum ab: Mathematisch wird der Abstand zwischen zwei Punkten als das »Längenmaß ihrer Verbindungsstrecke« definiert.<sup>42</sup> Der Versuch, die Geometrie auf dem Abstandsbegriff aufzubauen, der später zur so genannten »Distanzgeometrie« führt, geht auf Carl Friedrich Gauß zurück. Hermann von Helmholtz bemüht sich in den 1860er Jahren darum, eine physikalische Begründung des Abstandsbegriffs zu geben, für die eine Definition der Starrheit des für die Messung benötigten Körpers notwendig ist.<sup>43</sup>

Seit der Antike viel diskutiert wird das Konzept der Distanz- oder *Fernwirkung* (»*actio in distans*«).<sup>44</sup> Der Begriff bezeichnet die Wirkung eines Körpers auf einen räumlich entfernten anderen, die ohne Berührung und auch ohne vermittelndes Medium erfolgt.<sup>45</sup> Die aristotelisch-scholastische Position lehnt eine Fernwirkung ab und nimmt allein eine Berührungskausalität an.<sup>46</sup> Thomas von Aquin führt in diesem Zusammenhang die Formulierung des Handelns über eine Distanz ein (»*nullius in alio, quantumcumque virtuosus, actio procedit ad aliquod distans, nisi in quantum in illud per media agit*«).<sup>47</sup> Besonders im theologischen Zusammenhang ist das Prinzip der Wirkung über Distanzen von großer Bedeutung, weil es die Annahme der Anwesenheit Gottes in allen Dingen ermöglicht. In der Scholastik werden aber auch einzelne Naturphänomene wie der Magnetismus und die Gezeiten über Fernwirkungen erklärt. In dezidiert Weise nimmt Wilhelm von Ockham Mitte des 14. Jahrhunderts eine Fernwirkung in seiner Erklärung des Magnetismus an (»*agit in distans*«).<sup>48</sup> Eine weite Verbreitung erfährt das Modell der Fernwirkung nach der Formulierung der Gravitationstheorie durch Isaac Newton. Ungeklärt bleibt dabei allerdings die genaue Natur der angenommenen Kraft; so kann Leibniz Newton vorwerfen, er postuliere nur eine magische Kraft und falle zurück zu den »sonderbaren Ansichten einiger Scholastiker«.<sup>49</sup> Newtons Ansatz findet trotzdem weite Anerkennung, die so weit reicht, dass das Prinzip der Fernwirkung im 18. und 19. Jahrhundert zu einer universalen Erklärungsgrundlage für alle Naturphänomene wird. Erst mit der Verschränkung der Konzepte von Feld und Materie, die um 1900 erfolgt, löst sich der physikalische Begriff der Fernwirkung auf.

Seit dem 19. Jahrhundert vollzieht sich eine Übertragung der Vorstellung der Fernwirkung auch auf psychische, soziale und kulturelle Phänomene. So erklärt beispielsweise Georg Friedrich Wilhelm Hegel das harmonische Verhältnis zwischen Tönen in der Musik, das er als »eine Rückkehr, eine überraschende Übereinstimmung« zwischen Tönen beschreibt, als eine »*actio in distans*«.<sup>50</sup> Bei Nietzsche heißt es 1882: »Der Zauber und die mächtigste Wirkung der Frauen ist, um die Sprache der Philosophen zu reden, eine Wirkung in die Ferne, eine *actio in distans*: dazu gehört aber, zuerst und vor allem – *Distanz!*«.<sup>51</sup> Und, ein Beispiel aus jüngerer Zeit, Anthony Giddens erklärt 1994 die Globalisierung der Ökonomie als den Prozess der Entfaltung von Distanzwirkungen (»*Globalization is essentially ›action at distance‹; absence predominates over presence, not in the sedimentation of time, but because of the restructuring of space*«).<sup>52</sup>

#### 4. Soziologie

Nietzsche ist es auch, der Ende des 19. Jahrhunderts den Begriff in einen soziologischen Kontext rückt. Er verbindet ihn mit einer affektiven Einstellung, für die er den Ausdruck *Pathos der Distanz* prägt, einer formelhaften Wendung, die im Werk Nietzsches wiederholt erscheint. Nietzsche bezieht diese Formel zunächst auf das Verhältnis der Differenzierung zwischen herrschenden und beherrschten sozialen Gruppen: Das »Pathos der Distanz« erwächst für Nietzsche »aus dem eingefleischten Unterschied der Stände, aus dem beständigen Ausblick und Herablick der herrschenden Kaste auf Untertänige und Werkzeuge und aus ihrer ebenso beständigen Übung im Gehorchen und Befehlen, Nieder- und Fernhalten«. <sup>53</sup> Neben diese soziale Distanz stellt Nietzsche die Distanz im Bereich der Psyche, ein »Verlangen nach immer neuer Distanz-Erweiterung innerhalb der Seele selbst, die Herausbildung immer höherer, seltenerer, fernerer, weitgespannterer, umfänglicherer Zustände, kurz eben die Erhöhung des Typus »Mensch«, die fortgesetzte »Selbstüberwindung des Menschen«. <sup>54</sup> Für Nietzsche ist der Begriff der Distanz positiv besetzt; kennzeichnend für ein Leben in Distanz sei »der Wille, selbst zu sein, sich abzuheben«, und das »Pathos der Distanz« sei »jeder starken Zeit zu eigen«. <sup>55</sup> Charakterisiert wird das Pathos der Distanz insgesamt als ein Elitenbewusstsein, ein »Aristokratismus der Gesinnung«, ein »Mut zu Sonderrechten, zu Herrschafts-Rechten, zu einem Ehrfurchts-Gefühl vor sich und seines Gleichen«. <sup>56</sup> Dieser positiven Bewertung der Distanz entsprechend, bemisst sich für Nietzsche auch der kulturelle Fortschritt wesentlich an ihr: Das »Distanz-Gefühl zwischen Mensch und Mensch« bezeichnet er als »Voraussetzung zu jeder Erhöhung, zu jedem Wachsthum der Cultur«. <sup>57</sup>

Interpretationen Nietzsches sehen mit seinem »Pathos der Distanz« ein spezifisches »Ethos der Distanz« verbunden. Volker Gerhardt spricht 1988 von einer »basalen ethischen Grundregel«, welche die Maxime eines »souveränen Menschen« sei. <sup>58</sup> Eva Strobel interpretiert das »Pathos der Distanz« 1998 im Kontext von Nietzsches Aphorismenstil und sieht in ihm die Haltung des Verzichts auf dezidierte Urteile und Weltbemächtigung. <sup>59</sup> Der Aphorismenstil Nietzsches sei performativer Ausdruck des »Ethos der Distanz«, insofern er einen Perspektivenreichtum pflege und sich eines abschließenden Urteils enthalte. Statt eines Denkens in einander ausschließenden Gegensätzen und der Vereinnahmung durch eine Ansicht ermögliche der Aphorismenstil das Zulassen von Nuancen und einer Vielfalt von Betrachtungs-

weisen. Ausdrücklich entwickelt Nietzsche diese Haltung aus dem Begriff der Distanz; so heißt es im »Ecce homo« (1888): »Distanz; die Kunst zu trennen ohne zu verfeinden; Nichts vermischen, Nichts »versöhnen«; eine ungeheure Vielfalt, die trotzdem das Gegenstück des Chaos ist«. <sup>60</sup> Und in einem Nachlassfragment über das »Pathos der Distanz« aus dem Jahr 1887 formuliert er: »Hauptgesichtspunkt: Distanzen aufreißen, aber keine Gegensätze schaffen«. <sup>61</sup> »Distanz« steht bei Nietzsche damit im Kontext einer Einstellung, die eine differenzierte Weltsicht ermöglicht. Ausgehend von einer sozialen Kategorie entwickelt er sie zu einem Grundbegriff einer reflektierten Lebenshaltung und Ästhetik (siehe unten).

Im Hinblick auf dieses Ethos einer verfeinerten und vornehmen Lebenshaltung – Helmut Lethen spricht 1994 von den »Verhaltenslehren der Distanz« <sup>62</sup> – findet Nietzsche im 20. Jahrhundert manche Nachfolger, an prominenter Stelle Ernst Jünger. Bei Jünger steht die Haltung des aristokratischen Individualismus unter dem Stichwort der »Désinvolture«, die er mit »göttergleicher Überlegenheit« und der »Unschuld der Macht« in Verbindung bringt. <sup>63</sup> Aktualisiert für die Gegenwart wird dies mit »Coolness« und »Hipster«-Einstellung übersetzt. <sup>64</sup> Bei Jünger steht der Bezug zu Nietzsches »Pathos der Distanz« auch im Kontext eines krassen Antisemitismus. So schreibt er in einem Zeitschriftenbeitrag aus dem Jahr 1930, »der Jude« bedürfe für seine Rhetorik, »die schon deshalb immer ethische Struktur besitzt, weil sie keine heroische besitzen kann, einer Grundstimmung, die als das umgekehrte Pathos der Distanz bezeichnet werden kann. Daher ist er auf Verfolgung, auf Antisemitismus angewiesen«. <sup>65</sup> Auch der vornehmlich selbstbezügliche Aristokratismus Jüngers lebt damit noch aus einer sozialen Distinktion, die dem Distanzbegriff eingeschrieben ist.

An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert wird der Distanzbegriff verstärkt zur Beschreibung nicht nur sozialer, sondern auch psychischer Verhältnisse eingesetzt. In diesem Zusammenhang etabliert sich auch der Ausdruck der *kritischen Distanz*: Ein Kommentator der Münchner Kunstszene mahnt 1898 in einer politisch-literarischen Zeitschrift, es habe sich für Max Klinger eine »Gattung von Anbetern« gebildet, »die jede kritische Distanz ihm gegenüber verloren haben«. <sup>66</sup> Der primäre Bezug des Wortes ist aber weiterhin die aristokratisch-großbürgerliche Sphäre. So lässt Carl Sternheim in dem Schauspiel »1913« eine der Figuren bemerken: »Auch mit ihrem Stillschweigen überschreiten Sie die Distanz, die ein Angestellter zu Handlungen der Herrschaft einzuhalten hat«. <sup>67</sup> Und Jakob Wassermann schreibt im ersten

Band seines Romans ›Christian Wahnschaffe‹ (1919) von den Söhnen aus reichem Hause, sie seien »durch Geburt und Vermögen der Mühe des Berufs entoben. Ihr Wesen ist aristokratische Unberührtheit und Distanz.«<sup>68</sup>

Als erster Soziologe, der sich des Distanzbegriffs bedient, gilt Gabriel Tarde. In seiner Monografie zu den »Gesetzen der Nachahmung« (*Les lois de l'imitation*) von 1890 versteht er unter ›Distanz‹ »im soziologischen Sinne« den Grad der Annäherung von Individuen, der sich in der Leichtigkeit zeigt, wie ein Mensch in der Lage ist, Einstellungen und Handlungsweisen eines anderen nachzuahmen (»facilités de satisfaire le désir de l'imiter«).<sup>69</sup> In seinem soziologischen Ansatz, der aus dem Prinzip der Nachahmung soziale Prozesse erklärt, wird die Distanz, ebenso wie die Nachahmung selbst, primär auf Individuen bezogen. Tarde spricht daneben aber auch von der Distanz zwischen sozialen »Klassen«, wobei als Klasse sowohl die Schwarzen (»les nègres«) wie die Christen und Muslime gelten.<sup>70</sup>

Als durchgehender roter Faden seines Denkens erscheint der Distanzbegriff in der Soziologie Georg Simmels. Er exponiert die Distanz als ein »Strukturprinzip menschlichen Lebens« (Heinz Otto Luthé 1985).<sup>71</sup> In seiner ›Philosophie des Geldes‹ (1900) bezeichnet Simmel die Distanz als »Modus des Verhältnisses« zwischen einem Ich und »den Dingen, Menschen, Ideen, Interessen.«<sup>72</sup> Insbesondere auf soziale Verhältnisse bezieht Simmel das Konzept, so weist er 1907 auf die »Nähe und Distanz zwischen Uebergeordnetem und Untergeordnetem« in der »soziologischen Gestaltung einer Gruppe« hin.<sup>73</sup> Trotz seiner häufigen Verwendung erlangt der Begriff bei Simmel allerdings keine theoretisch fundierende Stellung; er bildet mehr einen universalen Aspekt des menschlichen Weltbezugs als eine die Soziologie als Wissenschaft begründende Kategorie.

Diesen letzteren Status eines die Soziologie tragenden theoretischen Grundbegriffs erlangt der Begriff erst in Leopold von Wieses soziologischem Hauptwerk. In der ersten Auflage des ersten Bandes der ›Allgemeinen Soziologie‹, der ›Beziehungslehre‹ aus dem Jahr 1924, spielt das Konzept allerdings zunächst nur eine marginale Rolle: »als bloßer Begriff des Fernseins, der Berührungslosigkeit« sei ›Distanz‹ »soziologisch irrelevant«; daneben komme dem Phänomen eine gewisse Rolle als »eine Unterart des Kontaktes« zu.<sup>74</sup> Von Wiese definiert die soziale Distanz, die räumliche Metaphorik dabei nicht verlassend, als »den Zustand einer durch Vorstellungen oder äußere Situationen des Gegeneinander gehemmten Annäherung.«<sup>75</sup>

Im zweiten Band der ›Allgemeinen Soziologie‹, der ›Beziehungslehre‹ von 1929 wird ›Distanz‹ bereits als soziologische Grundkategorie geführt.<sup>76</sup> 1931 in einer Handbuchdarstellung seiner »Beziehungs- und Gebildelehre« fasst von Wiese »Abstand (Distanz)« neben »sozialen Prozessen« und »sozialen Gebilden« als einen der drei soziologischen »Grundbegriffe.«<sup>77</sup> In der zweiten Auflage der ›Allgemeinen Soziologie‹ von 1933 avanciert ›Distanz‹ schließlich zur »zweiten Hauptkategorie der Beziehungslehre«; das Konzept sei neben dem des »sozialen Prozesses« »der eigentliche Grundbegriff aller Soziologie.«<sup>78</sup> Denn jede Betrachtung des »Abstandes zwischen Menschen« führe zu einer soziologischen Fragestellung. Es liege »in den beständig wechselnden Distanzierungen von Menschen (und Menschengruppen) die Grunderscheinungen [...], aus denen letztlich das soziale Leben besteht.«<sup>79</sup> Als Distanzphänomene gelten alle sozialen Erscheinungen, die sich im »sozialen Raum« befinden, etwa »Verbindungen, Trennungen, Bindungen, Lösungen, Brechungen, Verteilungen, Gesellungen.«<sup>80</sup> Als gradmierbare Größe wird über die Distanz die Konsonanz von Individuen, die sich auf der Ebene des Verhaltens und Empfindens äußert, gemessen; einen wichtigen Aspekt bildet dabei der Grad der Formalisierung der Umgangsformen, denn: »Besonders die geselligen Beziehungen der ›guten Gesellschaft‹ beruhen auf Distanz« (von Wiese 1924).<sup>81</sup>

Der grundlegenden theoretischen Rolle entsprechend, führt von Wiese den Distanzbegriff als spezifisch soziologisches Konzept ein, das insbesondere nicht auf psychologische Begriffe zurückgeführt werden könne. Es könne ebenso wenig aus psychischen Kategorien wie Sympathie und Antipathie abgeleitet werden wie es von dem Prinzip der Abhängigkeit der Menschen deduziert werden könne; ›Distanz‹ sei eben »eine nicht weiter ableitbare Grundkategorie der Beziehungslehre.«<sup>82</sup> Trotz des offensichtlich metaphorischen Charakters des Begriffs soll er damit als terminologisch autochthon disziplinärer Begriff in Abgrenzung von anderen Disziplinen verstanden werden.

Parallel zur Soziologie von Wieses etabliert sich in der amerikanischen Soziologie das Konzept der Distanz. Seit Mitte der 1920er Jahre wird es als Messgröße verstanden, über welche die Intensität sozialer Beziehungen gemessen werden kann. Eine Definition in diesem Sinne liefert Robert E. Park, der in Berlin persönlichen Kontakt zu Simmel hatte (1923/24: »The concept of ›distance‹ as applied to human, as distinguished from spacial relations, has come into use among sociologists, in an attempt to reduce to

something like measurable terms the grades and degrees of understanding and intimacy which characterize personal and social relations generally».<sup>83</sup> Trotz seiner Verortung in der Soziologie analysiert Park das Konzept primär in psychologischen Kategorien; er verbindet es mit dem imaginierten Eindringen in den Geist eines anderen, geteilten Erfahrungen sowie einem empathischen Mitfühlen von Schmerzen, Freuden, Trauer, Hoffnungen und Ängsten. Zu einer soziologischen Kategorie wird es erst in seiner Anwendung auf soziale Gruppen, die eine definierte Identität ausbilden (»class consciousness«) und denen mit spezifischen Vorurteilen begegnet wird (»race prejudice«). Die Entwicklung von aristokratisch geprägten zu demokratischen Gesellschaften sieht Park dadurch gekennzeichnet, dass soziale Distanzen auf der Ebene gesellschaftlicher Gruppen abgebaut werden und nur noch auf individueller Ebene fortbestehen: »Democracy abhors social distinctions but it maintains them. The difference between democracy and other forms of society is that it refuses to make class or race, i.e., group distinctions. Distinctions and distances must be of a purely individual and personal nature. In an individualistic society like ours, every man theoretically is treated on his merits as an individual.«<sup>84</sup> Diese Entwicklung könnte auch so beschrieben werden, dass mit der Demokratisierung und Individualisierung »Distanz« von einer klassenorientierten, soziologischen zu einer zwischenmenschlichen, psychologischen Kategorie wird.

Die explizite Differenzierung zwischen sozialer und personaler Distanz schlägt 1926/27 Willard C. Poole vor. Unter »Distanz« versteht Poole allgemein den Grad der Intimität im Denken und Handeln von verschiedenen Individuen oder Gruppen. Die Intimität (»intimacy«) wird dabei als eine bewusste Entscheidung für das Öffnen des eigenen Empfindens und Denkens gegenüber anderen verstanden (»conscious sharing and confiding, where one takes another into his life of thought and action«).<sup>85</sup> Die Differenz zwischen sozialer und personaler Distanz sieht Poole in normativer Hinsicht: Während die soziale Distanz durch soziale Normen bestimmt würden (»the degree of intimacy which group norms allow between any two individuals«), seien personale Distanzen allein durch die persönlichkeitsbedingten Grenzen der Intimität und Assoziationsfähigkeit gegeben.<sup>86</sup> In erster Linie für die personale Distanz formuliert Poole fünf einfache Gesetze, die lauten: (1) Wahre personale Distanz zeigt sich im kontinuierlichen, intimen Kontakt; (2) Personale Distanz wächst mit der zunehmenden Anzahl an Kontakten; (3) Personale Distanz wächst mit zunehmender räumlicher Entfernung

zwischen den Individuen; (4) Soziale Distanz wächst mit der zunehmenden Segregation der Individuen (z.B. in städtischen Ghettos) und (5) Persönliche Distanzen zwischen den Mitgliedern derselben Gruppe nehmen mit zunehmender räumlicher Segregation der Gruppe ab.<sup>87</sup>

Viel Beachtung findet der Versuch von Emory S. Bogardus aus dem Jahr 1933, den Begriff der sozialen Distanz für die empirische Forschung zu operationalisieren und eine Sozialdistanz-Skala zu entwickeln. Bogardus ermittelt diese Skala aus Daten einer Befragung von 100 Versuchspersonen, die 60 Aussagen zu Situationsbeschreibungen mit unterschiedlichen Distanzgraden umfasste. Als Ergebnis dieser Befragung formuliert Bogardus sieben prototypische äquidistante soziale Situationen: (1) Würde ich heiraten; (2) Würde ich als echten Freund haben; (3) Würde ich zusammen in einem Büro arbeiten; (4) Würde ich als Familien in meiner Nachbarschaft haben wollen; (5) Würde ich lediglich als Gesprächsbebekantschaft haben; (6) Würde ich außerhalb meiner Nachbarschaft haben wollen; (7) Würde ich außerhalb meines Landes haben wollen.<sup>88</sup>

Von besonderer Bedeutung erscheint der Begriff der Distanz in den 1930er Jahren einigen Autoren, weil er als ein komplexer aggregierender und integrierender Parameter für die Bestimmung und Klassifikation sozialpsychologischer Persönlichkeitstypen fungieren kann. In diesem Sinne versteht ihn Andreas Walther 1931 im Hinblick auf ein »Psycho-Soziogramm«, das ein Maß für »Distanz-Attitüden« abgeben soll: »Das Denkbild der Distanz ermöglicht gerade wegen seines formal-quantitativen Charakters, das qualitativ unübersehbar Vielfältige unserer gesellschaftlichen Beziehungen gleichsam auf einen Nenner zu bringen und vergleichbar zu machen, so daß sich hier ein gewisses Gesamtbild der sozialen Persönlichkeit in ihrer sozialen Welt ergibt von einer Vollständigkeit, wie sie unter keinem andern einzelnen Gesichtspunkt zusammengeschaut werden kann.«<sup>89</sup>

Bis in die Gegenwart ist »soziale Distanz« ein wichtiges Konzept der Sozialwissenschaften. Erhöhte Aufmerksamkeit erfährt es ausgehend von Studien über die sozialen Mechanismen der Konstitution und Stabilisierung der »feinen Unterschiede« (Pierre Bourdieu 1979<sup>90</sup>) und der Krisendiagnose vom »Verfall und Ende des öffentlichen Lebens« durch eine »Tyrannei der Intimität« (Richard Sennett 1977<sup>91</sup>). Trotz dieser Studien kann der Distanzbegriff aus soziologischer Perspektive noch Mitte der 1980er Jahre als »vernachlässigte Kategorie« (Heinz Otto Luthé 1985) gelten.<sup>92</sup> In den aktuellen Auseinandersetzungen

gen ist er zentral u.a. im Kontext der Debatten um die soziale Integration von Ausländern sowie die »feinen Unterschiede und groben Spaltungen« (Stefan Hradil 1998) zwischen den sozialen Gruppen westlicher Gesellschaften.<sup>93</sup>

›Distanz‹ wird aber meist nicht mehr als ein für die Soziologie grundlegender Begriff verstanden. Bereits 1948 bemerkt L.H. Adolph Geck zur Beziehungslehre Leopold von Wieses, »daß man manchen Tatbeständen, mit denen sich die Soziologie zu befassen hat, mit Hilfe der Distanz-Optik garnicht bekommt«. <sup>94</sup> Ausgeblendet würden etwa die unpersönlichen sozialen Prozesse; wenig geeignet sei der Distanzbegriff außerdem zur Beschreibung komplexer Vorgänge, bei denen sich eine Annäherung in einer Hinsicht mit einer Distanzierung in anderer Hinsicht überlagert; und schließlich müssten die Art und Qualität der Distanz sowie ihre physische Gebundenheit jeweils im Einzelfall geklärt werden.

Klaus Lichtblau diagnostiziert 1986 eine Ersetzung des Distanzbegriffs durch die »nicht nur etymologisch quasi-synonyme Kategorie der (sozialen) Differenzierung«. <sup>95</sup> Die Richtigkeit dieser Diagnose einer weitgehenden Ersetzbarkeit der innerdisziplinären Verwendung des Begriffs durch andere zeigt sich auch an mancher Definition des Distanzbegriffs. Julius Schaaf beispielsweise definiert 1956: »Distanz im sozialen Sinn bedeutet Verschiedenheit zwischen Menschen, wobei räumliche Distanz im leiblichen Sinne nur einen Begriff der Verschiedenheitsbeziehung unter vielen anderen dar stellt«. <sup>96</sup> Mit einer solchen Definition kann ›soziale Distanz‹ weitgehend verlustfrei durch ›soziale Differenzierung‹ ersetzt werden. Verloren gehen bei dieser Ersetzung aber Bezüge, die durch die Verwendung des Begriffs in anderen Disziplinen entstehen, insbesondere psychologische Momente, die ›Distanz‹ und ›Distanzierung‹ im Gegensatz zu ›Differenzierung‹ aufweisen. Darin zeigt sich vielleicht ein allgemeines Merkmal vieler interdisziplinärer Begriffe: die Verbindung eines interdisziplinären Beziehungsreichtums mit einer intradisziplinären Substituierbarkeit.

## 5. Psychologie

Die soziologischen Verwendungen des Distanzbegriffs im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert weisen immer auch psychologische Aspekte auf. Als spezifischer Begriff der Psychologie erscheint das Wort bei Alfred Adler in einem Aufsatz aus dem Jahr 1914. In diesem Zusammenhang erscheint die Distanz als eine pathologische Verkennung der eige-

nen Handlungsurheberschaft. Als »Distanz« gilt die Barriere, die eine Person »zwischen sich und die zu erwartende Tat oder Entscheidung« legt; über die Distanz »entschlägt« sie sich ihrer Verantwortung für die eigene Entscheidung und Handlung, wie Adler formuliert. <sup>97</sup> Anstelle der eigenen Person werden Faktoren der Vererbung, die Eltern oder andere Einflüsse als Handlungsgründe angeführt. Als pathologische Ursache hinter dieser »Distanz« sieht Adler ein »Minderwertigkeitsgefühl«.

In weniger terminologischer Bedeutung wird das Wort von psychoanalytischen Autoren verwendet: Alphonse Maeder spricht 1912 von der »Eigenart der vornehmen englischen ›Distanzhöflichkeit«. <sup>98</sup> Und Sigmund Freud bemerkt 1937, die analytische Arbeit gehe am besten vor sich, »wenn die pathogenen Erlebnisse der Vergangenheit angehören, so daß das Ich Distanz zu ihnen gewinnen konnte«. <sup>99</sup> Zu einem theoretisch wichtigen Begriff wird ›Distanz‹ im Rahmen der Psychoanalyse aber nicht; er erscheint daher auch nicht in psychoanalytischen Wörterbüchern <sup>100</sup>.

Seit den 1920er Jahren bemühen sich Psychologen um eine Operationalisierung des Konzepts im Zusammenhang von Untersuchungen zur Nähe und Ferne in persönlichen Beziehungen. Wilhelm Stok definiert 1927: »Zwei Menschen stehen einander um so näher je besser sie sich ineinander einfühlen können, je gründlicher sie einander kennen, und je mehr sie einander von sich selbst kundtun.« <sup>101</sup>

Die Psychologie ist die einzige Disziplin, in deren Wörterbüchern ›Distanz‹ regelmäßig als Lemma geführt wird. Es wird definiert als »Maß des Intimitätsgrades interpersonaler Beziehungen« (1983) <sup>102</sup>, als »subjektive Entfernung zu einer Person oder Gruppe« (2001) <sup>103</sup> oder als »Grad von Nähe oder Ferne im sozialen Raum« (2004) <sup>104</sup>. Die Einstellung der Körperdistanz zu den Mitmenschen gilt als eine über psychische Rückkopplungsmechanismen auf der Ebene der Individuen regulierte Größe. Nach dem Kommunikationszyklus-Modell der non-verbalen Kommunikation von Michael Argyle werden Abweichungen von dem zwischen Anziehung und Abstoßung ausbalancierten Gleichgewichtspunkt der individuellen Distanz auszugleichen versucht, z.B. durch Einschränken des Blickkontakts. <sup>105</sup>

Neben der Körperdistanz können in der Psychologie verschiedene andere Dimensionen der Distanz unterschieden werden, so insbesondere die emotionale Distanz zu anderen und die Distanz zur eigenen Person. Bemerkenswerterweise erscheint das, was im sozialen Umgang als Unhöflichkeit und Unfreundlichkeit vorgeworfen werden kann (»er verhält sich distanziert zu seinen Kollegen«), im Innerpsy-



chischen meist als Kompliment (»sie hat Distanz zu sich«). Das psychologische Konzept der *Selbstdistanz* erscheint erst am Ende des 19. Jahrhunderts. Lou Andreas-Salomé bemerkt 1899 in Bezug auf den Typus der schreibenden Frauen, ihnen würde »jenes eigentümliche selbstlose, zum eigenen Selbst Distanz gewinnende Sich-Verbrauchen-Lassen vom künstlerischen Gebilde« fehlen.<sup>106</sup> Von einem anderen Autor wird 1925 Goethe dagegen »die große Kunst, zu den Dingen und zu sich selbst Distanz zu halten« attestiert.<sup>107</sup> Als wissenschaftlich-methodisches Prinzip der Objektivität exponiert der Völkerkundler Wilhelm Mühlmann die Selbstdistanz 1938, indem er als Ziel formuliert, »daß der Forscher zu sich selbst Distanz gewinne«.<sup>108</sup>

Mit dem Begriff der ›Selbstdistanz‹ ist ein Verhältnis zwischen verschiedenen psychischen Ebenen eines Individuums bezeichnet. Dieses Verhältnis gilt auch als Ausdruck der individuellen Reflektiertheit, so heißt es bei Dieter Claessens 1968: »Reflexivität kann [...] als ein Maß für die ›Distanz‹ angesehen werden, die zwischen den aufeinander reflektierenden Ebenen der Psyche zugelassen wurde oder der Chance nach besteht«.<sup>109</sup> Zwischen dem unreflektierten »Engstirnigen« und dem distanzierten »Zweifler« macht sich hier ein Spektrum von Persönlichkeitstypen auf.

Eine besondere Rolle kommt dem Begriff der Distanz schließlich in der Psychologie der Liebe zu. Dies gilt zunächst in rein räumlicher Hinsicht in dem Sinne wie Wilhelm Busch 1875 dichtet: »Und die Liebe per Distanz,/ kurz gesagt, mißfällt mir ganz«<sup>110</sup> – ein Vers, den Sigmund Freud 1909 aufnimmt<sup>111</sup>. Von eigentlicher Bedeutung ist der Begriff der Distanz aber in seiner nicht-räumlichen, sozialen Dimension, die in vielen literarischen Texten thematisiert wird, etwa in den Worten einer Erzählung Ingeborg Bachmanns aus dem Jahr 1961: »Menschlichkeit: den Abstand wahren können. Haltet Abstand von mir, oder ich sterbe, oder ich morde, oder ich morde mich selber. Abstand, um Gottes willen!«.<sup>112</sup> Oder bei Peter Handke, der in einem Interview aus dem Jahr 1978 bemerkt: »Die Liebe sollte etwas sein, das ganz kühn macht und zugleich immer in Distanz bleibt. Damit meine ich nicht eine räumliche Entfernung, sondern eine Distanz, die dem anderen die Würde läßt. Liebe kann ich mir jedenfalls nur in dieser heroischen Distanz vorstellen – die auch eine Verehrung des einen für den anderen ist und gleichzeitig eine Art Strenge«.<sup>113</sup> Einige Jahre später identifiziert Niklas Luhmann in einer soziologischen Analyse der Liebe eine »typisch romantische Paradoxie«: »die Erfahrung, der *Steigerung* des Sehens, Erlebens,

Genießens *durch Distanz*. Der Abstand ermöglicht jene Einheit von Selbstreflexion und Engagement, die im unmittelbaren Genuß verlorengehen würde. So wird der Akzent von der Erfüllung in die Hoffnung, in die Sehnsucht, in die Ferne verlagert, und man muß den Fortschritt im Prozeß des Liebens dann ebenso suchen wie fürchten«.<sup>114</sup> – Trotz dieser zentralen Stellung der Distanz für das Thema der Liebe, haben das Wort oder seine Synonyme und Antonyme aber keinen Eingang in die Haupteinträge populärer Wörterbücher der Liebe gefunden<sup>115</sup>.

## 6. Biologie

Im Bereich des Lebendigen fungiert der Distanzbegriff zunächst allgemein zur Charakterisierung der besonderen Seinsweise aller Lebewesen. Als offene Systeme, die für ihren Erhalt auf einen Stoff- und Energieaustausch mit ihrer Umwelt angewiesen sind, müssen Lebewesen beständig Arbeit verrichten, was ihnen aber nur möglich ist, wenn sie sich fern des thermodynamischen Gleichgewichts befinden. In der biologischen Systemtheorie werden diese Verhältnisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts näher bestimmt. Der Begründer der Systemtheorie, Ludwig von Bertalanffy, stellt 1942 fest, das Fließgleichgewicht, in dem sich Organismen befinden, könne kein echtes Gleichgewicht sein, weil dieses arbeitsunfähig wäre, sondern nur ein scheinbares Gleichgewicht, »das in einem gewissen Abstand vom wahren konstant erhalten wird, daher arbeitsfähig ist, andererseits aber zur Aufrechterhaltung der Distanz vom wahren Gleichgewicht ständig neu zugeführter Energien bedarf«.<sup>116</sup>

Aus thermodynamischer Perspektive werden Organismen als »dissipative Strukturen« bestimmt (Prigogine und Nicolis 1967<sup>117</sup>), die ihren Ordnungszustand nur unter ständiger Energiezufuhr aufrechterhalten können. In dieser Perspektive haben Organismen den gleichen Status wie einige anorganische Systeme, z.B. Strudel oder Wirbel. Unterschieden sind sie von diesen aber, weil sie aus eigener Dynamik einen Körper aufbauen. Dieser Körper spielt in der Entfaltung der Lebendigkeit der Organismen eine entscheidende Rolle, weil er als ein zu den physikalischen Prinzipien hinzukommender Bedingungsfaktor (»constraint«) wirksam ist, der die Eigengesetzlichkeit und Autonomie des Organismus begründet.<sup>118</sup> Mit Michael Polanyi gesprochen, ist der Körper als die von dem biologischen System selbst gegebene »Randbedingung« für die chemischen und physikalischen Prozesse wirksam. Weil diese Randbedingung

nicht selbst Teil der physikalischen Gesetze ist, stellen Organismen (ebenso wie Maschinen) für Polanyi gegenüber der Physik »irreduzible Strukturen« dar.<sup>119</sup> In seiner Studie über »Gesetz und Distanz« drückt Michael Hampe diese Zusammenhänge 1996 so aus, dass in Organismen und Maschinen eine Distanzierung von den Naturgesetzen erfolge, beispielsweise eine »Distanzierung der Vögel von der Schwere mit Hilfe der Vogelflügel«<sup>120</sup>: »Der mit den Schwingen schlagende Vogel und das beschleunigende Flugzeug distanzieren sich von den Schweregesetzen (sie reflektieren sie), indem sie auf deren Hintergrund eine weitere Determination etablieren, indem sie unter ihren Flügeln einen höheren Druck erzeugen, als über diesen herrscht«<sup>121</sup>. In diesem Verständnis ist der Distanzbegriff für die Biologie fundamental: Er bringt die Etablierung einer weiteren Determinationsebene zum Ausdruck, über die sich die Biologie als eine autonome Wissenschaft konstituiert, als eine Wissenschaft, die es mit Eigenschaften und Aktivitäten komplexer Körper zu tun hat, die erst auf der Ebene dieser Körper real sind.

Einen in spezifischer Weise auf Tiere bezogenen Distanzbegriff entwickelt Hans Jonas in den 1950er Jahren. Nach Jonas sind alle Lebewesen als offene Systeme durch eine Bedürftigkeit im Hinblick auf ihre Umwelt ausgezeichnet. Weil Pflanzen in dauerndem Kontakt mit ihrer Nahrung stehen, gebe es in ihrem Leben aber keine Lücke, über die hinweg Bedürfnisse fühlbar würden: »Unmittelbarkeit ist hier garantiert durch ständige Kontiguität zwischen Aufnahmeorgan und äußerem Vorrat«<sup>122</sup>. Anders dagegen bei den Tieren, die von organischer Nahrung abhängen, deren unmittelbare Anwesenheit in ihrer Umwelt nicht garantiert ist. Ihr Leben sei daher durch eine »Mittelbarkeit« und »Lücke« zwischen Bedürfnis und Befriedigung beherrscht. Kognitiv manifestiert sich diese Mittelbarkeit nach Jonas durch eine »Einschaltung von *Abstand* zwischen Trieb und Erfüllung«, so dass Jonas allgemein von der »wesenhaften »Abständigkeit tierischen Seins« sprechen kann.<sup>123</sup> In dem Raum dieser Abständigkeit entwickle sich die Welt der Gefühle der Tiere: »Tierisches Sein ist seinem Wesen nach leidenschaftliches Sein«.<sup>124</sup>

Organismen sind aber nicht nur in Distanz zum thermodynamischen Gleichgewicht existierende chemische Systeme, sondern in Raum und Zeit befindliche konkrete Einzeldinge. Gerade wegen dieser Existenzweise als räumlich separierte Individuen spielt die Distanzregulation zwischen ihnen eine fundamentale Rolle. Denn Organismen sind aufeinander bezogen, nicht selten in der Verrichtung ihrer biolo-

gischen Funktionen aufeinander angewiesen, sei es als Nahrung, Sexualpartner oder Mitglieder in Kooperationsnetzwerken. Die biologische Bedeutung der Distanz findet ihren Ausdruck in der affektiven Besetzung der Wahrnehmung von Distanz. Biologen haben eine Reihe von Termini für verschiedene Kontexte entwickelt, in denen die interindividuelle Distanz mit einem Zahlenwert verknüpft werden kann: Die *Individualdistanz* für die Entfernung zwischen Individuen einer Art, die sie zu unterschreiten zu vermeiden versuchen, die *Sozialdistanz* für die Entfernung zwischen sozial lebenden Individuen, die sie nicht zu überschreiten bestrebt sind, die *Fluchtdistanz* für die Entfernung, die sich ein Räuber einem Beutetier nähern kann, bevor dieses davonläuft, wenn es den Räuber wahrgenommen hat, und die *Wehrdistanz* für die Distanz, ab der ein von einem Feind verfolgtes Tier von der Flucht- auf die Verteidigungsreaktion umschaltet. Alle vier Ausdrücke gehen auf den ehemaligen Zürcher Zoodirektor Heini Hediger zurück, der sie zwischen 1934 und 1941 einführt.<sup>125</sup> *Distanztiere* nennt Hediger allgemein solche, bei denen es nur anlässlich von Paarungs- und Brutpflegeverhalten oder im Spiel zu einer geduldeten Unterschreitung der Individualdistanz kommt.<sup>126</sup>

Im Anschluss an Hediger entwickelt der Kulturanthropologe Edward T. Hall eine differenzierte Beschreibung der personalen und sozialen Räume des Menschen. Als Sammelbezeichnung für alle Untersuchungen in dieser Richtung führt Hall 1963 die Bezeichnung *Proxemik* (engl. »proxemics«) ein.<sup>127</sup>

Ein ganz anderer biologischer Distanzbegriff kann für das Verhältnis zwischen den universalen Funktionsbezügen der Lebewesen bestimmt werden. Die beiden für die Biologie grundlegenden Funktionskomplexe aller Lebewesen sind Selbsterhaltung und Fortpflanzung. Mit dem Dualismus dieser Funktionsbezüge ist die Möglichkeit für eine innerbiologische Distanzierung von einem Funktionsbezug zu Gunsten des anderen gegeben. Der biologisch häufigste Fall ist der Verzicht auf die Optimierung der Selbsterhaltung zu Gunsten der Fortpflanzung. In der Absicht, den »animalischen Ursprung der Ästhetik« nachzuweisen, bezieht sich Wolfgang Welsch 2004 auf diesen Dualismus und behauptet von der sexuellen Selektion unter Tieren, sie bewirke eine »erste Abstandsgewinnung gegenüber den Anforderungen ausschließlich natürlicher Fitness« (d.h. der Selbsterhaltung des Individuums): »sexual selection [...] yields a *second range of utility*. It develops things that are useful for the sexual struggle without being useful – in fact are often even disadvantageous – in the struggle for life. So sexual selection effects a first

distancing from the requirements of natural fitness alone«. <sup>128</sup> Mit dieser Distanzierung von der Nützlichkeit des Überlebens durch die Selbstbezüglichkeit der sexuellen Selektion sieht Welsch den offenen Raum der Ästhetik begründet.

## 7. Anthropologie

*Distanz* ist die Metapher, die neben der optischen Metapher der *Reflexion* am häufigsten eingesetzt wird, um die *conditio humana* auf allgemeine Weise zu bezeichnen. Der Mensch ist das Distanztier *par excellence*. Die verbreitete Rede von der Distanzierungsfähigkeit als ein spezifisches Humanum findet sich allerdings erst seit den 1920er Jahren, genauer seit der Begründung der Philosophischen Anthropologie. Bezogen wird die Distanz in der Anthropologie meist auf das Verhältnis des Menschen zu seiner (biologischen) Umwelt. In der Distanzierung von dieser Umwelt entwickelt der Mensch seine Welt, so Max Scheler 1928. Die Tiere haben nach Scheler allein eine »Umwelt«, aber keine »Welt«, denn: »Das Tier hat keine ›Gegenstände‹: es lebt in seine Umwelt ekstatisch hinein, die es gleichsam wie eine Schnecke ihr Haus als Struktur überall hinträgt, wohin es geht – es vermag diese Umwelt nicht zum Gegenstand zu machen«. <sup>129</sup> Die »eigenartige Fernstellung, diese Distanzierung der ›Umwelt‹ zur ›Welt‹« bilde dagegen ein Spezifikum des Menschen. <sup>130</sup> Ähnlich heißt es 1929 bei Ernst Cassirer: »Alle Erkenntnis der Welt und alles im engeren Sinne ›geistige‹ Wirken auf die Welt erfordert, daß das Ich die Welt von sich abbrückt, daß es, im Betrachten wie im Tun, eine bestimmte ›Distanz‹ zu ihr gewinnt. Das tierische Verhalten kennt diese Distanz noch nicht: das Tier lebt in seiner Umwelt, ohne sie sich in dieser Weise gegenüberzustellen und sie, kraft dieser Gegenüberstellung ›vorzustellen‹«. <sup>131</sup>

Die Rede von der Distanz des Menschen zur Umwelt wird erst möglich, nachdem der Umweltbegriff in der Biologie eine zentrale Rolle erhalten hat. Dies erfolgt im 19. Jahrhundert im Zuge der Etablierung von Evolutionstheorien, welche die langfristige Veränderung von Organismen in der Folge der Generationen auf den Einfluss der Umwelt zurückführen, einen direkten Einfluss (Lamarck) oder einen über Prozesse der Selektion vermittelten indirekten Einfluss (Darwin). Neben diese evolutionstheoretische Verflechtung von Organismus und Umwelt tritt seit Beginn des 20. Jahrhunderts eine ökologische Perspektive, die die Spezifität der ökologischen Nische für jede biologische Art betont. In der Folge dieser

Beschreibung des Organismus als »Anpassung« an seine Umwelt wird häufig überhaupt der Zusammenhang von Organismus und Umwelt als eine Einheit formuliert (von Uexküll 1909: »Die Umwelt, wie sie sich in der Gegenwelt des Tieres spiegelt, ist immer ein Teil des Tieres selbst«<sup>132</sup>; Haldane 1913: »The living body and its physiological environment form an organic whole«<sup>133</sup>).

Vor dem Aufkommen des evolutionstheoretisch motivierten adaptationistischen Denkens im 19. Jahrhundert ist nicht ›Distanz‹, sondern ›Reflexion‹ die Leitmetapher zur Bestimmung der Sonderstellung des Menschen. Sie findet sich deutlich formuliert in Hermann Samuel Reimarus' Schrift über die »Kunsttriebe« der Tiere von 1760 (1773: »in der Reflexion [...] sind alle Vorzüge der Menschen enthalten«<sup>134</sup>) und bei Johann Gottfried Herder in seiner Sprachabhandlung von 1772, in der er die Reflexionsgabe unmittelbar mit der Sprachfähigkeit des Menschen verknüpft: »Der Mensch, in den Zustand von Besonnenheit gesetzt, der ihm eigen ist, und diese Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden«. <sup>135</sup> Trotz der sehr unterschiedlichen, ja entgegengesetzten Bilder, die mit ›Reflexion‹ und ›Distanz‹ aufgerufen sind, werden beide eingesetzt, ein verwandtes Verhältnis zu bezeichnen: das der Separation des Menschen von den determinierenden Einflüssen seiner Umgebung und die Fähigkeit zur autonomen Setzung eigener, aus innerer Dynamik entwickelter Ziele. Für Immanuel Kant ist der Mensch »das einzige Wesen auf Erden, welches Verstand, mithin ein Vermögen hat, sich selbst willkürlich Zwecke zu setzen«. <sup>136</sup> Das »Reflexionsvermögen« (Tetens 1777 im Anschluss an Reimarus<sup>137</sup>) oder »Distanzierungsvermögen« gilt damit als die spezifisch menschliche Entkopplungskraft, die ihn davor bewahrt, zu einem Spielball äußerer und von der Natur eingepflanzter innerer Antriebe zu werden.

Der Ausdruck ›Distanzierungsvermögen‹ erscheint allerdings erst seit Beginn des 20. Jahrhunderts, zunächst im Kontext der Literaturwissenschaft: Arthur Moeller-Bruck gesteht 1901 dem Dichter Arno Holz ein »Distanzierungsvermögen« zu, das er auf dessen »synthetische Fähigkeit, die Art zu taxieren, in der sich Literatur entwickelt«, zurückführt. <sup>138</sup> In den 1920er Jahren erscheint ›Distanzierungsfähigkeit‹ als ein psychoanalytischer Begriff: Mit Hilfe eines »Projektionsmechanismus« sei »die Libido an den Objekten wieder angebracht worden, und die durch die Identifizierung verloren gegangene Distanzierungsfähigkeit wieder hergestellt«. <sup>139</sup> Erst seit den 1970er Jahren wird der Ausdruck zu einem regelmäßigen verwendeten Terminus: Wolfram Fischer konsta-

tiert 1973 ein »anthropologisches Grunddatum der Distanzierungsfähigkeit des Menschen«<sup>140</sup>, und im folgenden Jahr heißt es in einer theologischen Abhandlung: »Die Distanzierungsfähigkeit des menschlichen Geistes ist sein Reflexionsvermögen«<sup>141</sup>.

Seit den 1920er Jahren ist ›Distanz‹ ein stets wiederkehrender Begriff in den philosophischen Versuchen zur Bestimmung der Eigenart des Menschen. Erich Rothacker stellt 1941 polarisierend einander gegenüber: die »animalisch-eschafte Drangnähe« des Tieres und die »ichhafte objektivierende Distanz« des Menschen; formelhaft bringt er diese Opposition auf die Gleichung »Mensch : Tier = Distanz : Drang«.<sup>142</sup> Helmuth Plessner streicht 1950 die »spezifische Distanz« heraus, »welche allen menschlichen Monopolen, nicht zuletzt der Sprache, zugrundeliegt«.<sup>143</sup> Er identifiziert die »Distanziertheit des Menschen zu sich und seiner Umwelt« mit seiner »Geistigkeit«.<sup>144</sup> Bei Werner Flach heißt es 1997: »Der Mensch nimmt seiner lebensgeschichtlichen Determination ungeachtet dieser gegenüber eine gewisse Distanz ein. Er hat neben dem Lebensdienlichen auch anderes im Auge. Er ist dazu jedenfalls imstande. Er vermag sich den Ansprüchen des Lebens gegenüber souverän zu verhalten. [...] Die Lebensbelange sind nachrangig [...]; sie sinken dazu herab, Träger eines Überbaus zu sein«.<sup>145</sup>

Im Denken Hans Blumenbergs spielt der Distanzbegriff seit seiner (unveröffentlichten) Habilitationsschrift über ›Die ontologische Distanz‹ von 1950 eine grundlegende Rolle. In Anlehnung an Heidegger und Cassirer geht es Blumenberg anfangs um eine kulturphänomenologische Geschichte der Distanz von Sein und Seiendem.<sup>146</sup> Besonders prominenten Status erlangt der Distanzbegriff in Blumenbergs posthum 2006 erschienener ›Beschreibung des Menschen‹. Ausgangspunkt ist dabei im Anschluss an Paul Alsberg die anthropologische Grundsituation der Aufrichtung des Körpers und des Freiwerdens der Hände zum Werfen von Gegenständen. Durch diese Körperaufrichtung sei der Mensch in die Lage versetzt, sich die Welt körperlich auf Distanz zu halten, indem mittels Wurfgeschossen sowohl Feinde abgewehrt als auch Nahrung gewonnen werden konnten: »Der Mensch ist [...] mit einem Wurf entstanden«.<sup>147</sup> Mit der körperlichen Distanz von der Welt entsteht nach Blumenberg auch die Möglichkeit einer geistigen Distanzierung, in der das Gegenwärtige abgehalten und zugleich das Abwesende zur Anwesenheit gebracht werden könne. Die »Gewinnung der Distanz« wird zur »elementaren Fähigkeit des Menschen«; sie reiche »vom ersten Abwehrakt durch Steinwurf bis zum Begriff, der die Welt in der Schreibstube

versammelt, ohne daß ein Sandkorn von ihr gegenwärtig sein müßte«.<sup>148</sup> In Anlehnung an den alten Begriff der Fernwirkung, die *actio in distans* (s.o.), spricht Blumenberg von der *actio per distans* als dem beim Menschen wirksamen Handlungsprinzip. Dieser Begriff wird bei Blumenberg zum grundlegenden »Menschheitsprinzip« (Alsberg): »In der deskriptiv darstellbaren Mannigfaltigkeit der Leistungen des Menschen läßt sich das Einheitsprinzip am ehesten unter dem Stichwort ›Distanz‹ erfassen. Eine Antwort auf die Frage, wie der Mensch möglich sei, könnte daher lauten: *durch Distanz*«.<sup>149</sup> Die *actio per distans* steht dabei nicht nur am Anfang der Menschheitsentwicklung – also in der menschlichen Distanzierung von der Natur oder *Naturbefreiung*, wie es seit den 1820er Jahren und 1922 bei Alsberg heißt<sup>150</sup> –, sondern sie wird ebenso zum Prinzip der Kulturentwicklung, denn auch Kulturtechniken wie die Erinnerung erscheinen Blumenberg als Formen der *actio per distans*; die Vernunft avanciert überhaupt zum »Inbegriff« der »Leistungen auf Distanz«, weil über sie das Abwesende und das bloß Mögliche vorgestellt werden kann<sup>151</sup>: »Vernunft [ist] die *actio per distans* in Reinkultur«<sup>152</sup>. Die Praxis der menschlichen Kultur kann damit insgesamt als die Rekursivität und Iteration von Distanzierungsprozessen interpretiert werden.<sup>153</sup>

Ähnlich wie Blumenberg interpretiert auch der Soziologe Dieter Claessens Distanzierungsoperationen als die entscheidenden Schritte zur Entstehung und Stabilisierung des Menschen als Gattungswesen. Nach Claessens vollzieht sich dabei eine allmähliche Übertragung von Geltungsansprüchen aus den natürlich gegebenen Instinkten auf den kulturellen Kontext einer sozialen Gruppe: »›Geltung‹ wird im Prozeß der Distanzierung gleichsam aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgelöst und damit erst zur Frage, die beantwortet werden muß. [...] Der die Distanzierung institutionalisierende Insulationsprozeß [gegenüber den natürlichen Selektionsdrücken] selbst schafft [...] Geltung [...]. Die Gruppe, das ›Wir‹, das ›Ganze‹ *sind* die Geltung, denn sie sind das Leben: nämlich Garantie für menschliches, und das muß hier auch immer heißen: distanziertes Leben«.<sup>154</sup>

Als »Distanzierungstechnik« (Claessens 1968<sup>155</sup>) und Medium der Entzweigung mit der Welt gilt in der Anthropologie allgemein die Sprache, und dabei besonders die geschriebene Sprache. Denn in der Schrift zeigt sich die Differenz von Zeichen und Welt, oder wie Niklas Luhmann 1997 schreibt: »Mit der Einführung von Schrift wird die Zeichenhaftigkeit, die Worthaftigkeit, der Abstand der Worte,

ihre Kombinatorik (Grammatik), kurz: die Distanz zur Welt zum Problem, das in der Kommunikation reflektiert wird.«<sup>156</sup> In der Kommunikation darüber wird die Schrift nicht nur zum Medium der Distanzierung von der Welt, sondern gleichzeitig der möglichen Distanzierung von der Sprache.

In den Diskussionen um die Sonderstellung des Menschen spielt die Beschreibung einer Distanzierung des Menschen von den Mechanismen, welche die gesamte organische Natur beherrschen, eine wichtige Rolle. Besonders die Ausschaltung der Prinzipien der Selektion in der Evolution des Menschen wird bis in die 1970er Jahre intensiv diskutiert. Nach der Analyse Hugh Millers von 1964 ist die Zivilisation als eine Isolierung gegen den Selektionsdruck zu verstehen. Das Sozialleben des Menschen habe um den Einzelnen eine schützende Hülle oder einen Muff erzeugt, der ihn gegenüber dem Druck der Selektion isoliere.<sup>157</sup> Peter Sloterdijk spricht im Anschluss daran 2001 allgemein von der *Naturdistanzierung* als einem Prinzip der menschlichen Evolution: Mit dem Menschen gebe es eine »Naturgeschichte der Naturdistanzierung«.<sup>158</sup> Eine entscheidende technologische Innovation ist für Sloterdijk in diesem Zusammenhang – und im Anschluss an Paul Alsbergs Monografie »Das Menschheitsrätsel (1922) – die Fähigkeit zum Werfen von Steinen; der »Körperausschaltung« mittels »außerkörperlicher Abwehrmethoden« (Alsberg<sup>159</sup>) korrespondiere eine »Handeinschaltung«.<sup>160</sup> Im Werfen von Steinen erweise sich die manuelle »Dingbeherrschung als evolutionäre Alternative zur fluchterzeugten Distanz«; der Mensch entwickle auf diese Weise eine besondere »Distanzbeziehung zu bewertbaren Objekten«.<sup>161</sup> In der Überzeugung, dass diese Beziehung elementar für den Prozess der Menschwerdung ist, kann Sloterdijk überspitzt behaupten: »Der Mensch stammt weder vom Affen (*singe*) ab, [...] noch stammt er vom Zeichen (*signe*) ab, [...] sondern er kommt vom Stein her«.<sup>162</sup> Mit der Werkzeugbeherrschung, wie dem Werfen von Steinen, erfolgt dabei nicht nur eine wörtlich zu nehmende Distanzierung von der (feindlichen) Umwelt, sondern auch eine Distanzierung von der Natur insgesamt: »die erhöhte Distanzierung von der Umwelt« ermögliche »die weitere Nichtanpassung«.<sup>163</sup>

## 8. Ästhetik

»[E]in Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. [...] Aus der sanften und fernenden Erinnerung mag er dichten,

[...] aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll« – so schreibt Friedrich Schiller 1791 in seiner anonym veröffentlichten und später berühmten Kritik der Gedichte Gottfried August Bürgers.<sup>164</sup> Er bringt damit eine klassische Position auf den Punkt, die für die Epoche nach dem »Sturm und Drang« am Ende des 18. Jahrhunderts charakteristisch ist. Besonderer Ausdruck dieser Auffassung sind die sachlichen Beschreibungen von menschlichem Elend und Leid in Heinrich von Kleists Novellen, etwa dem »Erdbeben in Chili« (1807). Ihnen wird ein Stil des »chronischen Berichtens« und eine »Ästhetik ohne Mitleid« attestiert.<sup>165</sup>

Ein solcher Stil findet sich aber nicht erst in der deutschen Klassik, sondern seit der Antike. Max Horkheimer und Theodor W. Adorno sehen bereits in der homerischen Dichtung, besonders dem 22. Gesang der Odyssee, die von der Hinrichtung der zu Huren herabgesunkenen Dienerinnen des Odysseus berichtet, »eine Genauigkeit des Beschreibens, die schon die Kälte von Anatomie und Vivisektion ausstrahlt«<sup>166</sup>; hier zeige sich eine »kalte Distanz der Erzählung, die noch das Grauenhafte vorträgt, als wäre es zur Unterhaltung bestimmt«<sup>167</sup>.

Am Ende des 18. Jahrhunderts ist es Friedrich Hölderlin, der den Distanzbegriff im Zusammenhang von ästhetischen Überlegungen einführt. Der Anfang der letzten von »sieben Maximimen« aus dem Jahr 1799 lautet: »Es kommt alles darauf an, daß die Vortrefflichen das Inferieure, die Schönen das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntniß wirken, und dulden«.<sup>168</sup> Hölderlin macht den Distanzbegriff damit nicht nur zu einer sozialen Kategorie, sondern formuliert zugleich eine Haltung, die als Grundsatz künstlerischen Schaffens in der Moderne gelten könnte.

Eine besondere Konjunktur erleben programmatische Äußerungen, nach denen nicht Gefühle, sondern nüchterne Kalkulationen den künstlerischen Schaffensakt bestimmen, um die Wende zum 20. Jahrhundert. So schreibt Oscar Wilde 1891: »the real artist is he who proceeds, not from feeling to form, but from form to thought and passion«.<sup>169</sup> Thomas Manns *Tonio Kröger* (1903) sagt von sich als Künstler, er sei ein »kalter und eitler Scharlatan«, der sich seine Kunst durch ein »Kaltstellen und Auf-Eis-Legen der Empfindung« erkaufte.<sup>170</sup> Und bei Paul Valéry heißt es 1924: »l'enthousiasme n'est pas un état d'âme évrivain«.<sup>171</sup> Elizabeth M. Wilkinson

kann ihren kommentierenden Aufsatz ›Über den Begriff der künstlerischen Distanz‹ aus dem Jahr 1957 daher mit dem Satz beginnen: »Wollten wir mit einem Wort den modernen Dichter und sein Werk bezeichnen, so kämen wir vielleicht auf das Wort Nüchternheit«. <sup>172</sup>

Bezeichnenderweise wird um 1900 aber nicht nur ›Distanz‹, sondern auch der Gegenbegriff ›Intimität‹ zu einem Zentralbegriff der Kunst erklärt. <sup>173</sup> »Das Wesen der ›modernen‹ Kunst ist ›Intimität‹«, heißt es in der ›Allgemeinen Kunst-Chronik‹ von 1893. <sup>174</sup> In einer Zeit, die durch Anonymisierung der Beziehungen in den industrialisierten Arbeitsprozessen und dem Aufkommen neuer Distanzierungstechniken in den Medien und der Kunst geprägt ist – etwa durch Fotografie, Phonografie und Kino –, setzt eine Suche nach Intimität ein, die ihren Ausdruck in einem Rückzug aus der Öffentlichkeit, der Gründung privater Salons wie der *Intimen Theater* (das erste 1895 in München) und der Entstehung neuartiger, auf die Erforschung des Ich gerichteten intimen Seelenlehren wie der Psychoanalyse findet. Diese Intimitätspraktiken haben aber einen bemerkenswert exklusiven Charakter; sie etablieren sich als »Agenturen einer kulturellen Distinktion und Ausgrenzung«, wie Marianne Streisand 2001 bemerkt. <sup>175</sup> Gerade die Suche nach Intimität resultiert damit in einer Stabilisierung sozialer Distanz. Im Gegensatz zu ›Distanz‹ war dem Gegenbegriff ›Intimität‹ auch nur eine kurze Frist als zentrales Konzept der ästhetischen Theorie beschieden. Unter Verweis auf das Rezeptionsbedürfnis nach stimmungsvoller Landschaft, der *paysage intime*, und den das Seelenleben zergliedernden Roman, den *roman intimiste*, erklärt »Meyers Konversationslexikon‹ von 1905 ›intim‹ für »ein Schlagwort der modernen Kunst« – in früheren und späteren Auflagen dieses Lexikons ist dies jedoch noch nicht bzw. nicht mehr zu finden. <sup>176</sup>

Das Verhältnis der Begriffe ›Distanz‹ und ›Intimität‹ besteht in der ästhetischen Theorie aber auch nicht in einem einfachen Gegensatz. Vielmehr kann der eine Begriff gerade durch den anderen erläutert werden. Diesen Weg geht beispielsweise John Dewey, wenn er 1934 ästhetische Distanz als eine intime Teilnahme und ein Versinken in einer Wahrnehmung erläutert: »Distance is a name for a participation so intimate and balanced that no particular impulse acts to make a person withdraw, a completeness of surrender in perception«. <sup>177</sup> Die ästhetische Nähe zum Werk bewirkt eine Distanz von der Welt.

Zu einem wichtigen theoretischen Begriff der Ästhetik wird ›Distanz‹ bei Georg Simmel. In einem Aufsatz über ›Soziologische Ästhetik‹ aus dem Jahr

1896 behauptet Simmel, das ästhetische Wertempfinden »knüpft den Werth der Dinge an ihren Abstand von einander: auf eben diesem Abstand an und für sich ruht ein Schönheitswerth«. <sup>178</sup> Von der Kunst schreibt Simmel allgemein, sie stifte »eine Entfernung von der Unmittelbarkeit der Dinge, sie läßt die Konkretheit der Reize zurücktreten und spannt einen Schleier zwischen uns und sie«. <sup>179</sup> In seiner ›Philosophie des Geldes‹ von 1900 baut Simmel diese Auffassung weiter aus: Allgemein stellt Simmel fest, dass die »Eigenbedeutung der Dinge« zur Geltung komme, wenn die Menschen von ihnen »hinwegtreten« und »Raum« oder »Distanz« zwischen sich und die Objekte legen. <sup>180</sup> In einer psychologisierenden Argumentation behauptet er dabei, dass unsere Wertschätzung und unser Begehren auf solche Dinge gerichtet seien, die unserem unmittelbaren Gebrauch und Genuss entzogen sind, sich also in einer Distanz zu uns befinden. Für das Verhältnis von Wert und Gebrauch nimmt Simmel ein seltsam paradoxes Verhältnis an: Es sei »nicht deshalb schwierig, die Dinge zu erlangen, weil sie wertvoll sind, sondern wir nennen diejenigen wertvoll, die unserer Begehrung, sie zu erlangen, Hemmnisse entgegensezen«. <sup>181</sup> Die Distanz bestimmt also eigentlich den Wert der Dinge und das Begehren nach ihnen – offensichtlich ein Mechanismus, der das Begehren an kein Ende kommen lässt.

In Bezug auf Objekte der Kunst heißt es bei Simmel, die Formen der Künste »stellen uns in eine Distanz von dem Ganzen und Vollen der Dinge, sie sprechen zu uns ›wie aus der Ferne‹, die Wirklichkeit gibt sich in ihnen nicht mit gerader Sicherheit, sondern mit gleich zurückgezogenen Fingerspitzen«. <sup>182</sup> Simmel erklärt dies zum »Lebensprinzip aller Kunst: uns den Dingen dadurch näher zu bringen, daß sie uns in eine Distanz von ihnen stellt«. <sup>183</sup> Die eigentlich ästhetische Erfahrung folgt nach Simmel nicht aus dem Umgang und Benutzen der Dinge, sondern dem entfremdendem Blick. Deutlich macht er dies u.a. an der Naturerfahrung, die erst für denjenigen ästhetisch werde, der nicht mehr unmittelbar in und von der Natur lebe: »Wer es nicht anders kennt, als in unmittelbarer Berührung mit der Natur zu leben, der mag ihre Reize wohl subjektiv genießen, aber ihm fehlt die Distanz zu ihr, aus der allein ein eigentlich ästhetisches Betrachten ihrer möglich ist, und durch die außerdem jene stille Trauer, jenes Gefühl sehnsüchtigen Fremdseins und verlorener Paradiese entsteht, wie sie das romantische Naturgefühl charakterisieren.« <sup>184</sup> Danach kann Natur also erst in der kulturell geprägten Kategorie der Landschaft als schön wahrgenommen werden. <sup>185</sup>

Eine aus der Einheit des Kunstwerks selbst folgende Einschätzung des Distanzbegriffs gibt Simmel in einer kleinen Abhandlung über den ›Bildrahmen‹ von 1902. Darin bestimmt er ein Kunstwerk als eine »Einheit aus Einzelheiten«, die sich, »als eine Welt für sich, gegen alles ihm Äußere« abschließe.<sup>186</sup> Simmel stellt dabei eine unmittelbare Verbindung von Distanz und Einheit her: »Distanz eines Wesens gegen uns bedeutet in allem Seelischen: Einheit dieses Wesens in sich.«<sup>187</sup> Ebenso wie das Seelische wird für Simmel auch das Kunstwerk erst durch seine Distanz von allem anderen zu einer Einheit in »Selbstgenugsamkeit«, einem »Für-sich-Sein« in einer »in sich befriedigten Geschlossenheit«.<sup>188</sup>

Aber nicht nur im Kontext der Kunst verortet Simmel den Distanzbegriff, auch das Geld, also der eigentliche Gegenstand seiner großen Monografie, trägt zur Distanzierung von den Dingen bei. Simmel stellt fest, »daß das Geld uns mit der Vergrößerung seiner Rolle in immer weitere psychische Distanz zu den Objekten stellt, oft in eine solche, daß ihr qualitatives Wesen uns davor ganz außer Sehweite rückt und die innere Berührung mit ihrem vollen, eigenen Sein durchbrochen wird.«<sup>189</sup> In diesem Zusammenhang verliert der Distanzbegriff seine positive Bedeutung, die Simmel mit ihm im Bereich der Ästhetik verbindet. Noch deutlicher wird die negative Besetzung in seiner späteren ›Lebensanschauung‹ (1918), in der die Distanzierung von der Welt als ein Ergebnis der Kulturentwicklung insgesamt erscheint, die dadurch tragische Züge erhält: Die von der Kultur erzeugten »Gebilde« sowie Normen und Prinzipien entwickeln nach Simmel eine Selbständigkeit, die der Dynamik der »Wirklichkeit des Lebens« im Wege stehen. Er spricht in diesem Zusammenhang von der »Lebensfremdheit« und »sterilisierenden Distanz vom Leben« dieser durch das kulturelle Leben selbst hervorgebrachten Formen.<sup>190</sup> Simmel räumt allerdings ein, dass diese Distanzierung der Prinzipien von der Lebenswirklichkeit selbst wiederum ein neues Leben begründet. So hält er das »Gesollte« insgesamt für ein »in gleicher Eigentiefe wie die Wirklichkeit wurzelndes Gebilde«, das »durchaus echtes Leben bleibt.«<sup>191</sup> ›Distanzierung‹ ist also hier der anthropologische Mechanismus zur Hervorbringung einer neuen, selbständigen Seins- und Lebenssphäre, die autonom neben der »Wirklichkeit des Lebens« steht.

Eine sehr einflussreiche Darstellung der »psychischen Distanz als Faktor der Kunst und als ästhetisches Prinzip« formuliert Edward Bullough 1912 – Mitte des 20. Jahrhunderts gilt es als das wichtigste Konzept der Ästhetik überhaupt.<sup>192</sup> Für Bullough hat die Distanz in der Kunst zwei Seiten: eine negative,

die im Ausblenden praktischer, auf die Nützlichkeit gerichteter Aspekte der Dinge besteht, und eine positive, welche die Etablierung einer neuen Perspektive auf die Dinge bewirkt. Durch diese positive Seite der Distanz würden im alltäglichen Umgang verdeckte Aspekte der Dinge zum Vorschein kommen; die Kunst entkoppele die Dinge gewissermaßen von ihrer Nützlichkeit (»putting it out of gear with practical needs and ends«).<sup>193</sup> In diesem allgemeinen Sinne sei Distanz ein Faktor in jeder Kunst (»Distance is a factor in all Art«).<sup>194</sup> Er wird näher bestimmt als das Kriterium, welches das Schöne von dem lediglich Angenehmen unterscheidet. Ausgehend von der Spannung zwischen dem Angenehmen, d.h. dem die Rezipientenerwartung voll Erfüllenden, und dem Überraschenden im Kunstwerk entwirft Bullough eine »Antinomie der Distanz«: Die Intensität der ästhetischen Erfahrung wachse zwar einerseits mit der »Konkordanz« zwischen dem Charakter eines Kunstwerks und dem Rezipienten, andererseits könne sich ein Genuss nur einstellen, wenn die Distanz gewahrt bleibe. So könne ein eifersüchtiger Ehemann zwar eine besondere Aufmerksamkeit für eine Aufführung des ›Othello‹ zeigen, weil ihn das Dargestellte betreffe, er könne aber nur dann einen ästhetischen Genuss daraus ziehen, wenn es ihm gelinge, eine Distanz zu dem Stück zu wahren.<sup>195</sup> Die *Distanzgrenze* (»distance limit«) ist für Bullough der Punkt, an dem die Distanz so groß geworden ist, dass die Wertschätzung für das Kunstwerk ganz verloren gegangen ist. Trotz dieses immer drohenden Verlustes der Konkordanz und Beziehung auf sich selbst sei die Distanz aber doch die Einstellung, die das ästhetische Verhältnis eigentlich erst begründe. Denn sie erst befreie das Kunstwerk aus der engen Sphäre individueller Interessen und erlaube, es als einen Zweck an sich (»an end in itself«) anzusehen, der außerhalb des Reichs der praktischen Verwertungen stehe (»out of the realm of practical systems and ends«).<sup>196</sup>

Georg Mehlis gibt 1916-17 eine psychologische Erklärung für die Bedeutung der Distanz in der ästhetischen Erfahrung. Diese bezieht sich auf den außer-alltäglichen, exzeptionellen Charakter des ästhetischen Erlebens. Jede Intimität sei der Schönheit feindlich gesinnt und müsse »das ästhetische Phänomen notwendig vernichten«, so Mehlis.<sup>197</sup> Ebenso wie in Liebesbeziehungen sei auch in der Erfahrung des Kunstschönen das Geheimnisvolle und die Phantasie ein wesentliches Element. Besonderes Gewicht legt Mehlis dabei auf die zeitliche Distanz; er ist der Ansicht, »daß die schönheitsbildende Kraft der Erinnerung und Erwartung vor allem mit der Idee der Distanz zusammenhängt«<sup>198</sup>: Die Schönheit gewin-

ne »durch die Distanz der Erwartung, wie sie durch die Distanz der Vergangenheit gewinnt«.199 In dieser rezeptionsästhetischen Perspektive sind es also wesentlich die Phantasie und Projektion des Rezipienten, die den Grund des Schönen ausmachen. Das Schönheitserleben lässt sich damit zwar nicht auf Dauer stellen und erreicht seine größte Intensität überhaupt erst in der Unerreichbarkeit und Ferne des Kunstwerks. Damit kann es aber Gegenstand einer geplanten Distanzregulation werden, und Mehlis gibt dem Leser den Rat mit: »Wolle nicht die Gestalten der großen Kunst zu den Begleitern Deines Lebens machen, laß ihre stumme Herrlichkeit nicht durch Deine Alltagsträume gehen«.200

In der Mitte des 20. Jahrhunderts ist es eine ganze Reihe von Autoren, die den Distanzbegriff im Rahmen ästhetischer Theorien diskutieren. Im weiteren Kontext einer Wahrnehmungstheorie heißt es bei Helmuth Plessner 1948: »wir nehmen nur das Unvertraute wirklich wahr. Um anschauen zu können, ist Distanz nötig«; nur durch »distanzierende Entfremdung« sei »das Objekt in den Blick zu bekommen«.201 Günther Anders formuliert 1951: »Wo aber Distanz ist, da ist ›Schönheit‹ auch immer mindestens möglich. Nun gründet aber [...] die Schönheit ermöglichende, Distanz selbst noch einmal in der Tatsache der *sozialen* Distanz.«202 Anders stellt eine Verbindung zwischen dem Unantastbar-Fernen und dem Schönen her, bei der die Unantastbarkeit der Grund des Schönen ist, und nicht umgekehrt.

In zahlreichen zugespitzten Formulierungen drückt Theodor W. Adorno den Zusammenhang von Distanz und ästhetischer Einstellung aus (1947: Die »Kunst« steht in enger Verbindung mit einer »entsagenden Distanz vom Dasein«<sup>203</sup>; 1953: »Wer den Kunstwerken nah ist, dem pflegen sie so wenig Gegenstände des Entzückens zu sein wie der eigene Atem«<sup>204</sup>; 1970: »Ästhetische Erfahrung legt zwischen den Betrachtenden und das Objekt zunächst Distanz«<sup>205</sup>; 1970: »Distanz ist die erste Bedingung der Nähe zum Gehalt der Werke«<sup>206</sup>).

Für Hans Robert Jauss ergibt sich der »Kunstcharakter eines literarischen Werks« 1967 aus der »Distanz zwischen Erwartungshorizont und Werk, zwischen dem schon Vertrauten der bisherigen ästhetischen Erfahrung und dem mit der Aufnahme des neuen Werkes geforderten ›Horizontwandel‹«.207 Ein Werk, in dem diese Distanz gering ist, das also die gewohnten Rezeptionserwartungen erfüllt und keine unerwarteten neuen Perspektiven eröffnet, falle in den Bereich der »kulinarischen« oder »Unterhaltungskunst«. Ästhetische Distanz gilt damit als »konstitutive Bedingung für die Erfahrung der Schönheit in Natur und

Kunst«<sup>208</sup>, oder, wie Hans Grimminger 1986 schreibt: »Ausschließlich die Distanz des Vergnügens in der Anschauung errichtet das Reich des Schönen«<sup>209</sup>.

In einer Monografie über den Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie aus dem Jahr 1991 erhebt Konrad Paul Liessmann die Distanz zum Leitbegriff der Ästhetik überhaupt. Er konstatiert allgemein eine »ungeheure Distanz, die Kunstwerke zwischen sich und [die] Lebenswelt legen [...]: sie verhalten sich, sich überlassen, der Welt gegenüber *gleichgültig*«.210 Liessmann spricht von »dem distanzierenden, letztlich von aller Sittlichkeit dispensierenden Gestus des Ästhetischen«<sup>211</sup>: »Die ästhetische Erfahrung [...] ist eine Erfahrung sui generis [...] man erfährt, daß man eine spezifisch *andere* Erfahrung macht – nämlich eine, die ihrer Struktur nach nicht auf Empathie, sondern Distanzierung beruht [...] daß alles auch außerhalb seines Kontextes gesehen werden kann. In einer Paraphrase von Nietzsche ließe sich sagen: Die ästhetische Erfahrung – sowohl nach ihrer Produktions- wie nach ihrer Rezeptionsseite hin –, ist die *Entwertung aller Werte*«.212 Den konstitutiv hermetischen Charakter des Kunstwerks betonend, bekennt sich Liessmann zu der alten Formel *l'art pour l'art*: »was Kunst ist, oder zu Kunst geworden ist, mit dem ist nichts mehr anzufangen. Kunst befriedigt aus sich weder subjektive noch gesellschaftliche Bedürfnisse«.213 »Distanz« erscheint Liessmann als der geeignete Begriff für seine Ansicht, dass sich das ästhetische Objekt »den funktionalen Anforderungen der Gesellschaft gegenüber tatsächlich indifferent« verhält.<sup>214</sup> Nicht Kunst, sondern nur Kitsch ist nach Liessmann dazu geeignet, Bedürfnisse der Rezipienten zu befriedigen und ihnen aus der Seele zu sprechen; dagegen »wecken Kunstwerke nur Bedürfnisse nach sich selber«.215 In ihrer Selbstbezüglichkeit stehe die Kunst distanziert neben allen individuellen und sozialen Funktionalisierungen und Zweckzusammenhängen. In Anschluss an Adorno charakterisiert Liessmann ein Kunstwerk als eine »Monade«, ein »in sich geschlossenes Kraftzentrum, allem Außen gegenüber abgeriegelt«.216 Die Distanz und Fremde der Kunst sieht Liessmann in den Werken mit der größten vermeintlichen Wärme am stärksten ausgeprägt. Aus der intensiven emotionalen Wirkung von Musikstücken lasse sich doch nichts für die außerästhetische Welt gewinnen: »Wem kaum das eigene Leid, schon gar nicht das fremde, sehr wohl aber der Variationensatz von Schuberts Streichquartett in d-moll die Tränen in die Augen zu treiben vermag, der weiß um die Inhumanität von Kunst«<sup>217</sup>. Gerade aus dem Ausschluss der außerästhetischen Welt ziehe die Kunst ihre autonome Eigenart und ihren Wert.



Liessmanns Apologie des Ästhetizismus stößt allerdings auf manche Kritik. Reinhold Schmücker ist in einer Rezension seines Werks der Ansicht, »daß Liessmanns Nobilitierung ästhetizistischer Kunst erkaufte ist um den Preis einer Pauschalisierung.«<sup>218</sup> Es sei durchaus nicht alle Kunst, die der Lebenswelt gegenüber gleichgültig stehe, sondern dies gelte nur für einige Kunstwerke. Am Beispiel der Gemälde Otto Dix' führt Schmücker vor Augen, dass manche Kunstwerke durchaus einen an den Rezipienten appellierenden Charakter haben und damit in die sozialen Funktionssysteme einbezogen sind.

Auch wenn viele Autoren Liessmann nicht in seiner radikalen Ansicht zur ästhetischen Rolle der Distanz folgen, bleibt der Begriff doch bis in die Gegenwart eine wichtige Kategorie ästhetischer, besonders literaturwissenschaftlicher Analysen.<sup>219</sup>

## 9. Ökonomie

Weite Verbreitung findet der Begriff der psychischen Distanz in der Ökonomie. In diesen Kontext eingeführt wird er in einem Aufsatz W. Beckermans über die innereuropäischen Warenströme aus dem Jahr 1956. Beckerman identifiziert darin die »psychische Distanz« als ein Hindernis für einen ökonomisch optimalen Warenstrom aufgrund von vorgestellten oder tatsächlich vorhandenen kulturellen Barrieren wie mangelnden Sprachkenntnissen.<sup>220</sup> Hans Linnemann baut das Konzept 1966 weiter aus und berücksichtigt dabei neben Sprachbarrieren auch andere Faktoren wie Informationsdefizite und die Wahrnehmung von Risiken.<sup>221</sup> Zu weiterer Bekanntheit gelangt das Konstrukt aber erst im Rahmen eines Modells zum Prozess der Internationalisierung von Unternehmen, das in den 1970er Jahren von Ökonomen an der Universität Uppsala entwickelt wird. Nach diesem Modell expandieren Unternehmen zunächst in solche Märkte, die dem heimischen ähnlich sind, und erst später in solche, die als kulturell fremd erlebt werden. Als Grund dafür wird die Risikoscheu der Unternehmensmanager angesehen; eine Expansion in psychisch fremde Märkte erfolge daher erst nachdem Erfahrungen in psychisch nahen Märkten gesammelt wurden.

Jan Johanson und Finn Wiedersheim-Paul, zwei der Urheber des Uppsala-Modells, definieren das Konstrukt der psychischen Distanz in der Ökonomie 1975 als die Summe der Faktoren, die einen Informationsfluss von und zu einem Markt verhindern (»the sum of factors preventing the flow of information to and from the market«).<sup>222</sup> Als Beispiele werden spä-

ter neben Sprachunterschieden Faktoren der Bildung, Unternehmenspraktiken, der Stand der industriellen Entwicklung, die Regierungsform, die vorherrschende Religion sowie soziale Normen und Gebräuche genannt.<sup>223</sup> In den 1990er Jahren wird den Definitionen eine Lernkomponente hinzugefügt, so dass alle Faktoren, die das Kennenlernen und Verstehen einer fremden Umwelt durch ein Unternehmen verhindern, zur psychischen Distanz gerechnet werden (Nordström und Vahlne 1994).<sup>224</sup>

Die Versuche, das Konzept der psychischen Distanz für die ökonomische Theorie weiter zu operationalisieren, gehen von Geert Hofstede's Modell der kulturellen Distanz aus, in dem über vier Dimensionen kulturelle Unterschiede gemessen werden: Unsicherheitsvermeidung (»uncertainty avoidance«), Individualismus/Kollektivismus, Toleranz für ungleiche Verteilung von Macht (»tolerance of power distance«) und Männlichkeit/Weiblichkeit (Konkurrenzorientierung versus Kooperationsbereitschaft).<sup>225</sup> Bruce Kogut und Harbir Singh schlagen 1988 als aggregierenden Parameter einen Index der kulturellen Distanz (»cultural distance«) vor, der aus der Summe dieser vier Dimensionen kultureller Differenzen zwischen zwei Ländern gebildet wird.<sup>226</sup>

In der ökonomischen Literatur werden die Ausdrücke »kulturelle« und »psychische Distanz« vielfach als gleichbedeutend verwendet. Einige Studien betonen aber auch den Unterschied: Während »kulturelle Distanz« sich auf Faktoren auf einer kollektiven Ebene bezieht, die über ökonomische Messgrößen wie den ökonomischen Entwicklungsstand und das Bildungsniveau zugänglich sind, ist »psychische Distanz« auf die Ebene der Individuen bezogen und kann daher nicht mittels ökonomischer Messgrößen erfasst werden.<sup>227</sup>

Eine ganz andere und zentrale Rolle spielt der Begriff der Distanz in der sozialistischen ökonomischen Theorie: der Lehre von der »Entfremdung« zwischen Arbeiter und Produkt. In deutlichen Worten beschreibt Karl Marx diesen Prozess in seinen »Ökonomisch-philosophischen Manuskripten aus dem Jahre 1844«: »Der Gegenstand, den die Arbeit produziert, ihr Produkt, tritt ihr als ein *fremdes Wesen*, als eine von dem Produzenten *unabhängige Macht* gegenüber. Das Produkt der Arbeit ist die Arbeit, die sich in einem Gegenstand fixiert, sachlich gemacht hat, es ist die *Vergegenständlichung* der Arbeit. [...] Der Arbeiter legt sein Leben in den Gegenstand; aber nun gehört es nicht mehr ihm, sondern dem Gegenstand. Je größer also diese Tätigkeit, um so gegenstandsloser ist der Arbeiter. Was das Produkt seiner Arbeit ist, ist er nicht. Je größer also dieses Produkt, je weniger

ist er selbst. Die *Entäußerung* des Arbeiters in seinem Produkt hat die Bedeutung, nicht nur, daß seine Arbeit zu einem Gegenstand, zu einer *äußern* Existenz wird, sondern daß sie *außer ihm*, unabhängig, fremd von ihm existiert und eine selbständige Macht ihm gegenüber wird, daß das Leben, was er dem Gegenstand verliehen hat, ihm feindlich und fremd gegenübertritt.<sup>228</sup> Die Ausdrücke ›Distanz‹ oder ›Distanzierung‹ verwendet Marx in diesem Zusammenhang allerdings nicht. Dies erfolgt erst in späteren Darstellungen, in denen »Entfremdung« als »Distanz zwischen dem Arbeiter und dem Produkt der Arbeit« beschrieben wird.<sup>229</sup> ›Distanz zum Produkt‹ ist in der heutigen Welt allerdings nicht primär eine Formel einer (sozialistischen) Theorie der Ökonomie, sondern der Werbeästhetik. So mahnt ein 2011 erschienenes ›Kompendium der Mediengestaltung‹: »Je kreativer und humorvoller die Werbung, desto größer kann die Distanz zum Produkt werden. Ist der Witz in der Werbung zu wirkungsvoll, kommt das Produkt zu kurz. Man spricht dann vom so genannten Vampireffekt – der Witz ist dominanter als der Werbespot und saugt den Bezug zum beworbenen Produkt weg.«<sup>230</sup> Und schließlich wird ›Distanz‹ ebenso wie ›Entfremdung‹ nicht nur als ein ökonomischer sondern auch als ein anthropologischer Begriff verstanden. In einer Vorlesung zur Philosophie der Geschichte bemerkt Georg Picht, einen Gedanken Arnold Gehlens aufnehmend: »was negativ ›Entfremdung‹ heißt, trägt positiv den hohen Namen ›Freiheit‹. [...] Freiheit entspringt in jeder ihrer möglichen Formen aus Distanz.«<sup>231</sup> Der Versuch der Festlegung von ›Entfremdung‹ und ›Distanz‹ im Rahmen einer ökonomischen Theorie wird hier durch eine anthropologische Perspektive unterwandert. Dass er sich theoretisch und ideologisch nicht vereinnahmen lässt, ist eben auch ein Kennzeichen eines interdisziplinären Begriffs.

## Nachweise

- 1 Klaus Lichtblau, »[Rezension von Heinz Otto Luthe, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985]«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38 (1986), S. 389-390, hier S. 390.
- 2 ebd.
- 3 Hans Blumenberg, Theorie der Unbegrifflichkeit (1975), Frankfurt am Main 2007, S. 12.
- 4 Lukrez, De rerum natura (55 v. Chr.) II, 333; vgl. 371; 496; 525; 668.
- 5 Cicero, Laelius de amicitia (ca. 45 v. Chr.) XX, 74.
- 6 Vitruv, De architectura (um 30 v. Chr.) 5, 4, 3.
- 7 Boethius, De institutione musica (um 500), lib. I, par. 8.
- 8 Vgl. L.H. Adolph Geck, »Sprachliches zum Problem der zwischenmenschlichen Distanz«, in: Gegenwartprobleme der Soziologie. Alfred Vierkant zum 80. Geburtstag, hg. v. Gottfried Eisermann, Potsdam 1949, S. 231-253, hier S. 235f.
- 9 William Shakespeare, Macbeth (1605), III, I, 115; vgl. Geck, Sprachliches, S. 240.
- 10 William Shakespeare, A lover's complaint (1597), V, 237.
- 11 William Shakespeare, Othello (1604), III, 3, 13.
- 12 Pierre Corneille, La conquête de la toison d'or (1660), II, 1.
- 13 Jean Racine, Britannicus (1669), I, 2.
- 14 Practica des Algorithmus Ratisbonensis, Handschrift 1461, V, 72; nach Deutsches Wörterbuch, Neubearbeitung, Bd. 6, Leipzig 1983, Sp. 1165.
- 15 Henricus Grammateus, Ayn new Kunstlich Buech, Wien 1518, E1a; nach Deutsches Fremdwörterbuch, 2. Aufl., Bd. 4, Berlin 1999, S. 738.
- 16 Sebastian Münster, Cosmographia. Beschreibug aller lender, Basel 1544, S. 11.
- 17 Franz Joachim Brechtel, Büchsenmeisterei, Nürnberg 1591, S. 114 (I, 10).
- 18 Simon Roth, Ein Teutscher Dictionarius, Augsburg 1571, S. 306.
- 19 Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, Der predigten die der ordinarius Fratrum von anno 1751. bis 1755. zu London gehalten hat, Bd. 2, London 1757, S. 193 (Sechste Predigt gehalten am 12. Mai 1754).
- 20 Gottfried August Bürger, Lehrbuch der Ästhetik [1794], hg. v. Karl von Reinhard, Bd. 1, 1825, S. 286.
- 21 Gustav Hartenstein, Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, Leipzig 1844, S. 188.
- 22 Gustav Adolf Lindner, Lehrbuch der empirischen Psychologie nach genetischer Methode, Cilli 1858, S. 150.
- 23 Georg Simmel, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (1908), in: Gesamtausgabe, Bd. 11, hg. v. Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1992, S. 396.
- 24 Geck, Sprachliches, S. 250; zum Inhaltlichen vgl. Willard C. Poole, Jr., »Social distance and personal distance«, in: Journal of Applied Sociology 11 (1926/27), S. 114-120, hier S. 115f.
- 25 Matthiæ Dögens Heutiges tages übliche Kriges Baukunst, übers. v. Philipp von Zesen, Amsterdam 1648, [S. 1

(Dolmetscher/und Anzeiger der fremden Wöhrter)]

- 26 *Encyclopedia of the Social Sciences*, vol. 5, 1931; *International Encyclopedia of the Social Sciences*, vol. 4, 1968; *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences*, vol. 6, 2001; *Encyclopedia of Social Theory*, vol. 1, 2005; *International Encyclopedia of the Social Sciences*, 2<sup>nd</sup> ed., vol. 2, 2008.
- 27 *Psychologische Grundbegriffe. Mensch und Gesellschaft in der Psychologie*, 2. Aufl., 1987; *Concise Encyclopedia of Psychology*, 1987; *Encyclopedia of Psychology*, vol. 3, 2000; *The Corsini Encyclopedia of Psychology and Behavioral Science*, 3<sup>rd</sup> ed., vol. 1, 2001; *Encyclopedia of Social Psychology*, vol. 1, 2007; *The Encyclopedia of Positive Psychology*, vol. 1, 2009; *Encyclopedia of Group Processes & Intergroup Relations*, vol. 1, 2010.
- 28 *Encyclopedia of Cultural Anthropology*, vol. 1, 1996; *Encyclopedia of Anthropology*, vol. 2, 2006.
- 29 *Encyclopedia of Philosophy*, vol. 2, 1967; *Encyclopedia of Philosophy*, 2<sup>nd</sup> ed., vol. 3, 2006.
- 30 *Routledge Encyclopedia of International Political Economy*, vol. 1, 2001; *Gabler Wirtschaftslexikon*, 16. Aufl., Bd. 1, 2004; *International Encyclopedia of Economic Sociology*, 2006; *Encyclopedia of Globalization*, vol. 1, 2007; *The New Palgrave Dictionary of Economics*, 2<sup>nd</sup> ed., vol. 2, 2008; *The Princeton Encyclopedia of the World Economy*, vol. 1, 2009; *Encyclopedia of Business in Today's World*, vol. 3, 2009.
- 31 *Encyclopedia of Aesthetics*, vol. 2, 1988; *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 2, 2001; Barry Sandywell, *Dictionary of Visual Discourse. A Dialectical Dictionary of Terms*; Farnham 2011.
- 32 *Wörterbuch der philosophischen Metaphern*, hg. v. Ralf Konersmann, Darmstadt 2007; vgl. aber Carlo Ginzburg, »Distanz und Perspektive. Zwei Metaphern« (1997), in: *Holztaugen. Über Nähe und Distanz*, übers. v. Renate Heimbucher, Berlin 1999, S. 212-240.
- 33 *Wörterbuch der Psychologie*, 3. Aufl. 1983; *Lexikon der Psychologie*, Bd. 4, 2001; *Dorsch. Psychologisches Wörterbuch*, 14. Aufl. 2004; *The Penguin Dictionary of Psychology*, 4. Aufl., 2009.
- 34 Wolfhart Henckmann, »Distanz, ästhetische«, in: *Lexikon der Ästhetik*, hg. v. Wolfhart Henckmann und Konrad Lotter, 2. Aufl., München 2004, S. 73-74; Ulrich Krellner, »Distanz – Unmittelbarkeit«, in: *Metzler Lexikon Ästhetik. Kunst, Medien, Design und Alltag*, hg. v. Achim Trebeß, Stuttgart 2006, S. 86-87.
- 35 Pierre Chabert, »Distanciation«, in: *Vocabulaire d'esthétique*, Paris 1990, S. 595-596.
- 36 Schüler-Duden *Die Literatur*, Mannheim 1980, S. 426.
- 37 L.H. Adolph Geck, »Zur Dogmengeschichte einer allgemein-soziologischen Theorie der zwischenmenschlichen Distanz«, in: *Studien zur Soziologie. Festgabe für Leopold v. Wiese*, Mainz 1948, S. 19-37; ders., »Sprachliches zum Problem der zwischenmenschlichen Distanz«, in: *Gegenwartsprobleme der Soziologie. Alfred Vierkant zum 80. Geburtstag*, hg. v. Gottfried Eisermann, Potsdam 1949, S. 231-253.
- 38 Jochen Schulte-Sasse, Art. »Distanz/Distanzlosigkeit, ästhetische«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Basel 1972, Sp. 267-269; Dieter Claessens, Art. »Distanz, soziale«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 2, Basel 1972, Sp. 269.
- 39 Peter Janich, Art. »Distanz«, in: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, hg. v. Jürgen Mittelstraß, Bd. 1, Mannheim 1980, S. 493-494; ebenso in der 2. Aufl. 2005.
- 40 *Brockhaus Konversations-Lexikon*, 14. Aufl., Bd. 5, Leipzig 1894, S. 358.
- 41 Art. »Distantia, Distantz, Distance«, in: *Grosses vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste*, verlegt von Johann Heinrich Zedler, Bd. 7, Halle 1734, Sp. 1072-1073, hier Sp. 1072.
- 42 Gereon Wolters, Art. »Abstand«, in: *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, hg. v. Jürgen Mittelstraß, Bd. 1, Mannheim 1980, S. 36-37, hier S. 36.
- 43 Hermann von Helmholtz, »Über die Thatsachen, die der Geometrie zum Grunde liegen« (1868), in: ders., *Über Geometrie*, Darmstadt 1968, S. 32-60; vgl. Wolters, *Abstand*.
- 44 Zur Geschichte vgl. Edmund Hoppe, »Zur Geschichte der Fernwirkung«, in: *Jahresbericht des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg. Wissenschaftliche Beilage*, Hamburg 1901; Mary B. Hesse, *Forces and Fields. A Study of Action at a Distance in the History of Physics*, London 1962; James Tallarico, »Action at a distance«, in: *Thomist* 25 (1962), S. 252-292; Karl J. Fink, »Actio in distans, repulsion, attraction. The origin of an eighteenth century fiction«, in: *Archiv für Begriffsgeschichte* 25 (1981), S. 69-87.
- 45 Paul Drude, »Ueber Fernwirkungen«, in: *Beilage zu den Annalen der Physik und Chemie* 62, Nr. 1 (1897), S. I-XLIX (Referat für die 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Braunschweig, 1897; *Section Physik*), S. I; *Berichtigung der S. XXXIX: Annalen der Physik und Chemie* 62, Nr. 12 (1897), S. 693.
- 46 Aristoteles, *Physik* 243a3-245b3.
- 47 Thomas von Aquin, *Summae theologiae* (1266-73), *prima pars*, quaestio 8, articulus 1, *responsio ad argumentum* 3.
- 48 Wilhelm von Ockham, *Quaestiones in librum tertium Sententiarum* (reportatio), in: *Opera Theologica*, vol. VI, ed. F.E. Kelley und G.I. Etzkorn, St. Bonaventure, N.Y. 1982, S. 44; 50 (quaestio 2).
- 49 Gottfried Wilhelm Leibniz, *Versuche in der Theodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels* (1710), übers. v. Artur Buchenau, Hamburg 1996, S. 47.
- 50 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik I* (1831), *Werke*, Bd. 5, hg. v. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1986, S. 439.
- 51 Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft* (1882), in: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 3, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 343-651, hier S. 425 (Nr. 60).
- 52 Anthony Giddens, »Living in a post-traditional society«, in: Ulrich Beck, Anthony Giddens und Scott Lash, *Reflexive Modernization. Politics, Tradition and Aesthetics in the Modern Social Order*, Stanford, Calif. 1994, S. 56-109, hier S. 96; vgl. ders., *Beyond Left and Right. The Future of Radical Politics*, Stanford, Calif. 1994, S. 4.
- 53 Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse. Vor-*

- spiel einer Philosophie der Zukunft (1886), in: Kritische Studienausgabe, Bd. 5, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 9-243, hier S. 205 (Nr. 257).  
**54** ebd.  
**55** Friedrich Nietzsche, Götzen-Dämmerung (1888), in: Kritische Studienausgabe, Bd. 6, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 55-160, hier S. 138 (Nr. 37).  
**56** Friedrich Nietzsche, Der Antichrist (1888), in: Kritische Studienausgabe, Bd. 6, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 165-254, hier S. 218 (Nr. 43).  
**57** ebd.  
**58** Volker Gerhardt, Pathos und Distanz. Studien zur Philosophie Friedrich Nietzsches, Stuttgart 1988, S. 6.  
**59** Eva Strobel, Das »Pathos der Distanz«. Nietzsches Entscheidung für den Aphorismenstil, Würzburg 1998, S. 21.  
**60** Friedrich Nietzsche, Ecce homo. Wie man wird, was man ist (1888), in: Kritische Studienausgabe, Bd. 6, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 255-374, hier S. 294.  
**61** Friedrich Nietzsche, Fragment 10[63], in: Kritische Studienausgabe, Bd. 12, hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 494.  
**62** Hemit Lethen, Verhaltenslehren der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen, Frankfurt am Main 1994, S. 10.  
**63** Ernst Jünger, Das abenteuerliche Herz. Zweite Fassung. Figuren und Capriccios (1938), München 1997, S. 111.  
**64** Dirck Linck, Désinvolture und Coolness. Über Ernst Jünger, Hipsters und Hans Imhoff, den »Frosch«. Kultur & Gespenster 2/3 (2007), S. 36-56.  
**65** Ernst Jünger, Über Nationalismus und Judenfrage, Süddeutsche Monatshefte 27 (1930), S. 844; vgl. Bruno W. Reimann und Renate Haßel, Ein Ernst-Jünger-Brevier. Jüngers politische Publizistik 1920 bis 1933. Analyse und Dokumentation, Marburg 1995, S. 105f.  
**66** Julius Elias, »Von Münchener Kunst«, in: Die Nation 15 (Nr. 48) (1898), S. 691-693, hier S. 692.  
**67** Carl Sternheim, 1913. Schauspiel in drei Aufzügen (1913-14), in: Gesammelte Werke, Bd. 2. Aus dem bürgerlichen Heldenleben, Berlin 1963, S. 327-381, hier S. 331 (I, 2).  
**68** Jakob Wassermann, Christian Wahnschaffe, Bd. 1. Eva, Berlin 1919, S. 195.  
**69** Gabriel Tarde, Les lois de l'imitation. Etude sociologique, Paris 1890, S. 252.  
**70** Gabriel Tarde, Les lois de l'imitation. Etude sociologique, 2. Aufl. Paris 1895, S. 243.  
**71** Heinz Otto Luthé, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985, S. 17.  
**72** Georg Simmel, Philosophie des Geldes (1900), Frankfurt am Main 1989, S. 658.  
**73** Georg Simmel, »Soziologie der Ueber- und Unterordnung« (1907), in: Gesammelte Werke, Bd. 8, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech, Frankfurt am Main 1993, S. 180-257, hier 214.  
**74** Leopold von Wiese, Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen, Bd. 1. Beziehungslehre, München 1924, S. 104.  
**75** a.a.O., S. 179.  
**76** Leopold von Wiese, Allgemeine Soziologie als Lehre von den Beziehungen und Beziehungsgebilden der Menschen, Bd. 2. Gebildelehre, München 1929.  
**77** Leopold von Wiese, Art. »Beziehungs- und Gebildelehre«, in: Wörterbuch der Volkswirtschaft, Bd. 1, Jena 1931, S. 387-391, hier S. 389.  
**78** Leopold von Wiese, System der allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen (Beziehungslehre), 2. Aufl. 1933, 4. unveränd. Aufl. Berlin 1966, S. 110.  
**79** a.a.O., S. 53.  
**80** a.a.O., S. 111.  
**81** von Wiese, Allgemeine Soziologie, Bd. 1, S. 179; ders., System, S. 161.  
**82** von Wiese, System, S. 122.  
**83** Robert E. Park, »The concept of social distance as applied to the study of racial attitudes and racial relations«, in: Journal of Applied Sociology 8 (1923/24), S. 339-344, hier S. 339.  
**84** a.a.O., S. 341.  
**85** Willard C. Poole, Jr., »Social distance and personal distance«, in: Journal of Applied Sociology 11 (1926/27), S. 114-120, hier S. 114; vgl. ders., »Distance in sociology«, in: American Journal of Sociology 33 (1927/28), S. 99-104.  
**86** Poole, Social distance, S. 115f.  
**87** Willard C. Poole, Jr. und Harriet Kendall Poole, »Laws of social distance«, in: Journal of Applied Sociology 11 (1926/27), S. 365-369.  
**88** Emory S. Bogardus, »A social distance scale«, in: Sociology and Social Research 17 (1933), S. 265-271, hier S. 269.  
**89** Andreas Walther, »Soziale Distanz«, in: Kölner Vierteljahrshefte für Soziologie 9 (1931), S. 263-270, hier S. 270.  
**90** Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987; franz. Orig.: La distinction. Critique sociale du jugement, Paris 1979.  
**91** Richard Sennett, Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität, Frankfurt am Main 1983; engl. Orig.: The Fall of Public Man, Cambridge 1977.  
**92** Heinz Otto Luthé, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985.  
**93** Stefan Hradil, »Feine Unterschiede und grobe Spaltungen. Distanzveränderungen in unserer Gesellschaft«, in: Soziale Distanz. Heinz Otto Luthé zum 60. Geburtstag, hg. v. Siegfried Lamnek, Wolnzach 1998, S. 39-48; Sven Papcke, Gesellschaft der Eliten. Zur Reproduktion und Problematik sozialer Distanz, Münster 2001; Anja Steinbach, Soziale Distanz. Ethnische Grenzziehung und die Eingliederung von Zuwanderern in Deutschland, Wiesbaden 2004.  
**94** L.H. Adolph Geck, »Zur Dogmengeschichte einer allgemein-soziologischen Theorie der zwischenmenschlichen Distanz«, in: Studien zur Soziologie. Festgabe für Leopold v. Wiese, Mainz 1948, S. 19-37, hier S. 35.  
**95** Klaus Lichtblau, »[Rezension von Heinz Otto Luthé, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985]«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 38 (1986), S. 389-390, hier S. 390.  
**96** Julius Schaaf, Grundprinzipien der Wissenssoziologie,

Hamburg 1956, S. 152.

**97** Alfred Adler, »Das Problem der „Distanz“. Über einen Grundcharakter der Neurose und Psychose«, in: Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie 1 (1914), S. 8-16, hier S. 12.

**98** Alphonse Maeder, »Eindrücke eines Psychoanalytikers von einem Aufenthalt in London«, in: Imago 1 (1912), S. 188-196, hier S. 192.

**99** Sigmund Freud, »Die endliche und die unendliche Analyse« (1937), in: Gesammelte Werke, Bd. 16, hg. v. Anna Freud u.a., Frankfurt am Main 1999, S. 57-99, hier S. 76f.

**100** Dictionnaire de la psychanalyse, dt. Wörterbuch der Psychoanalyse, hg. v. Elisabeth Roudinesco und Michel Plon, Wien 2004; Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe, hg. v. Wolfgang Mertens und Bruno Waldvogel, 3. Aufl., Stuttgart 2008.

**101** Wilhelm Stok, »Nähe und Ferne in den sozialen Beziehungen«, in: Zeitschrift für angewandte Psychologie 28 (1927), S. 235-266, hier S. 254.

**102** Wörterbuch der Psychologie, hg. v. Günter Clauss, 3. Aufl., Köln 1983, S. 127.

**103** Lexikon der Psychologie, hg. v. Gerd Wenninger, Bd. 4, Heidelberg 2001, S. 194.

**104** Dorsch. Psychologisches Wörterbuch, hg. v. Hartmut O. Häcker, 14. Aufl., Bern 2004, S. 211.

**105** Michael Argyle, »Non-verbal communication in human social interaction«, in: Non-Verbal Communication, hg. v. Robert A. Hinde, Cambridge 1972, S. 243-269.

**106** Lou Andreas-Salomé, »Ketzereien gegen die moderne Frau«, in: Die Zukunft 7 (1898/99), Bd. 26, H. 20 (11. Februar 1899), S. 237-240, hier S. 238.

**107** Eduard Herold, Jean Paul im Spiegel seiner Heimat. Festgabe zum 100. Todestag des Dichters, München 1925, S. 50.

**108** Wilhelm E. Mühlmann, Methodik der Völkerkunde, Stuttgart 1938, S. 96.

**109** Dieter Claessens, Instinkt, Psyche, Geltung. Bestimmungsfaktoren menschlichen Verhaltens. Eine soziologische Anthropologie, Köln 1968, S. 179.

**110** Wilhelm Busch, Abenteuer eines Junggesellen (1875), in: Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 2, Hamburg 1959, S. 80.

**111** Sigmund Freud, Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (1909), in: Gesammelte Werke, Bd. 8, hg. v. Anna Freud u.a., Frankfurt am Main 1999, S. 241-377, S. 252.

**112** Ingeborg Bachmann, Das dreißigste Jahr (1961), in: Gedichte, Erzählungen, Hörspiel, Essays, München 1992, S. 78-121, hier S. 88.

**113** »Und plötzlich wird das Paar wieder denkbar. Spiegel-Interview mit dem Schriftsteller Peter Handke über Gefahren und Chancen des Alleinlebens«, in: Der Spiegel 28/1978 vom 10. Juli 1978, S. 140-144, hier S. 143.

**114** Niklas Luhmann, Liebe als Passion, Frankfurt am Main 1982, S. 172.

**115** Paul Reboux, L'ABC de l'amour (1949), dt. Abc der Liebe, Zürich 1955; Consilia Maria Lakotta, Lexikon für Liebende. Zugleich ein ABC der Ehe, Donauwörth 1953; Johannes Heinrichs, Die Liebe buchstabieren. Stichworte

zu einem Menschheitsthema, Frankfurt am Main 1978; auch nicht in Roland Barthes, Fragments d'un discours amoureux (1977), dt. Fragmente einer Sprache der Liebe, Frankfurt am Main 1988.

**116** Ludwig von Bertalanffy, Theoretische Biologie, Bd. 2, Berlin 1942, S. 28.

**117** Ilya Prigogine und Grégoire Nicolis, »On symmetry-breaking instabilities in dissipative systems«, in: Journal of chemical Physics 46 (1967), S. 3542-3550, hier S. 3550.

**118** Vgl. Matteo Mossio und Alvaro Moreno, »Organisational closure in biological organisms«, in: History and Philosophy of the Life Sciences 32 (2010), S. 269-288, hier S. 269.

**119** Michael Polanyi, »Life's irreducible structure«, in: Science 160 (1968), S. 1308-1312, hier S. 1309f.

**120** Michael Hampe, Gesetz und Distanz. Studien über die Prinzipien der Gesetzmäßigkeit in der theoretischen und praktischen Philosophie, Heidelberg 1996, S. 78.

**121** a.a.O., S. 76.

**122** Hans Jonas, »Motility and emotion« (1953), dt. in: Das Prinzip Leben, Frankfurt am Main 1994, S. 179-194, hier S. 189.

**123** a.a.O., S. 186f.

**124** a.a.O., S. 192.

**125** Heini Hediger, »Zur Biologie und Psychologie der Flucht bei Tieren«. Biologisches Zentralblatt 54 (1934), S. 21-40, hier S. 26; 34: Fluchtdistanz; Wehrdistanz; ders., »Biologische Gesetzmäßigkeiten im Verhalten von Wirbeltieren«, in: Mitteilungen der naturforschenden Gesellschaft Bern 1940 (1941), 37-55, hier S. 43; 44: Individualdistanz; Sozialdistanz.

**126** Hediger, Biologische Gesetzmäßigkeiten, S. 43f.

**127** Edward T. Hall, »A system for the notation of proxemic behavior«, in: American Anthropologist 65 (5) (1963), S. 1003-1026; vgl. ders., The Hidden Dimension, New York 1966; Heinz Otto Luthe, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985, S. 101ff.; Wolfert von Rahden, Art. »Proxemik«, in: Raum-Lexikon, hg. v. Stephan Günzel, Darmstadt 2012.

**128** Wolfgang Welsch, »Animal aesthetics«, in: Contemporary Aesthetics 2 (2004); dt.: »Der animalische Ursprung der Ästhetik«, in: ders., Blickwechsel. Neue Wege der Ästhetik, Stuttgart 2012, S. 211-251, hier S. 222; vgl. Christian Illies, »Die Selbstübersteigerung der Natur im Schönen. Zum Beitrag der Evolution für eine allgemeine Ästhetik«, in: Natur und Geist. Über ihre evolutionäre Verhältnisbestimmung, hg. v. Christian Tewes und Klaus Vieweg, Berlin 2011, S. 227-260.

**129** Max Scheler, Die Stellung des Menschen im Kosmos (1928), Bonn 1991, S. 40.

**130** ebd.

**131** Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen (1923-29), 3 Bde., Darmstadt 1994, Bd. III, S. 322f.

**132** Jakob von Uexküll, Umwelt und Innenwelt der Tiere, Berlin 1909, S. 196.

**133** John S. Haldane, Mechanism, Life and Personality, London 1913, S. 80.

**134** Hermann Samuel Reimarus, Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttrieb, 3. Ausgabe, Hamburg 1773, S. 416; vgl. 1. Aufl.

1760, S. 51; S. 248ff.

**135** Johann Gottfried von Herder, Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772), in: Sämtliche Werke, Bd. 5, hg. v. Bernhard Suphan, Berlin 1891, Nachdruck Hildesheim 1967, S. 1-156, hier S. 34.

**136** Immanuel Kant, Kritik der Urtheilskraft (1790/93), in: Akademie-Ausgabe, Bd. V, Berlin 1913, S. 165-485, hier S. 431.

**137** Johann Nicolas Tetens, Philosophische Versuche über die menschliche Natur und ihre Entwicklung, Bd. 1, Leipzig 1777, S. 744; 745; 774; vgl. Immanuel Kant, Erste Einleitung in die Kritik der Urtheilskraft (1789), in: Akademie-Ausgabe, Bd. XX, Berlin 1942, S. 193-251, hier S. 229.

**138** Arthur Moeller-Bruck, Die moderne Literatur in Gruppen- und Einzeldarstellungen, Bd. VIII. Bei den Formen, Berlin 1901, S. 13.

**139** H. Nunberg, »Der Verlauf des Libidokonfliktes in einem Falle von Schizophrenie«, in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 7 (1921), S. 301-345, hier S. 324.

**140** Wolfram Fischer, »Sinnkonstruktion. Die Legitimität der Religion in der sozialen Lebenswelt«, in: Plädoyers in Sachen Religion. Christliche Religion zwischen Bestreitung und Verteidigung, Gütersloh 1973, S. 192-212, hier S. 203.

**141** Alexius J. Bucher, Modellbegriffe. Philosophische Untersuchungen in der Theologie (= Mainzer philosophische Forschungen, Bd. 16), Bonn 1974, S. 46; vgl. auch Philosophischer Literaturanzeiger 17 (1964), S. 327; auch schon Leo Franke, »[Rezension Erich Rothacker, Philosophische Anthropologie, Bonn 1964]«, in: Philosophischer Literaturanzeiger 17 (1964), S. 326-328, hier S. 327.

**142** Erich Rothacker, Die Schichten der Persönlichkeit, 2. Aufl. Leipzig 1941, S. 61.

**143** Helmuth Plessner, »Das Lächeln« (1950), in: Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge, Bern 1953, S. 193-203, hier S. 201.

**144** a.a.O., S. 200.

**145** Werner Flach, Grundzüge der Ideenlehre. Die Themen der Selbstgestaltung des Menschen und seiner Welt, der Kultur, Würzburg 1997, S. 62.

**146** Vgl. Philipp Stoellger, Metapher und Lebenswelt. Hans Blumenbergs Metaphorologie als Lebenswelthermeneutik und ihr religionsphänomenologischer Horizont, Tübingen 2000, S. 44f.; Felix Heidenreich, Mensch und Moderne bei Hans Blumenberg, München 2005, S. 33ff.

**147** Hans Blumenberg, Beschreibung des Menschen, Frankfurt am Main 2006, S. 582.

**148** a.a.O., S. 578.

**149** a.a.O., S. 570.

**150** Christlieb Julius Braniss, Ueber Schleiermachers Glaubenslehre. Ein kritischer Versuch, Berlin 1824, S. 163; Paul Alsberg, Das Menschheitsrätsel. Versuch einer prinzipiellen Lösung, Dresden 1922, S. 117

**151** Hans Blumenberg, Theorie der Unbegrifflichkeit (1975), Frankfurt am Main 2007, S. 9.

**152** Blumenberg, Beschreibung des Menschen, S. 601; vgl. 583.

**153** Vgl. Jonas Bauer, »Maße der Distanz zur Natur. Blumenbergs Aufnahme der »positiven« Wissenschaften in seiner Anthropologie am Beispiel seiner Rede vom

»Freizeitgehirn«, in: Auf Distanz zur Natur. Philosophische und theologische Perspektiven in Hans Blumenbergs Anthropologie, hg. v. Rebekka A. Klein, Würzburg 2009, S. 151-164, hier S. 161f.; vgl. auch Rebekka A. Klein, »Das Ende der Humanevolution? Blumenbergs Argumente gegen einen Erklärungsprimat von Darwins Evolutionstheorie«, in: Auf Distanz zur Natur. Philosophische und theologische Perspektiven in Hans Blumenbergs Anthropologie, hg. v. Rebekka A. Klein, Würzburg 2009, S. 165-181, hier S. 175f.

**154** Dieter Claessens, Instinkt, Psyche, Geltung. Bestimmungsfaktoren menschlichen Verhaltens. Eine soziologische Anthropologie, Köln 1968, S. 191.

**155** a.a.O., S. 182.

**156** Niklas Luhmann, Die Gesellschaft der Gesellschaft, Bd. 1, Frankfurt am Main 1997, S. 256.

**157** Hugh Miller, Progress and Decline. The Group in Evolution, Oxford 1964, S. 72; 79; vgl. Claessens, Instinkt, Psyche, Geltung, S. 94ff.; Peter Sloterdijk, Nicht gerettet. Versuche nach Heidegger, Frankfurt am Main 2001, S. 176.

**158** Sloterdijk, Nicht gerettet, S. 185f.

**159** Alsberg, Menschheitsrätsel, S. 378.

**160** Sloterdijk, Nicht gerettet, S. 179.

**161** a.a.O., S. 181.

**162** a.a.O., S. 180.

**163** a.a.O., S. 187.

**164** Friedrich von Schiller, »Über Bürgers Gedichte« (1791), in: Nationalausgabe, Bd. 22. Vermischte Schriften, hg. v. Herbert Meyer, Weimar 1958, S. 245-264, hier S. 256.

**165** Torsten Voß, Die Distanz der Kunst und die Kälte der Formen, München 2007, S. 48.

**166** Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente (1947), Frankfurt am Main 1988, S. 87.

**167** a.a.O., S. 86.

**168** Friedrich Hölderlin, »[Frankfurter Aphorismen: Sieben Maximen]«, in: Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 2, hg. v. Michael Knaupp, München 1992, S. 57-61, hier S. 60f.

**169** Oscar Wilde, The Critic as Artist (1891), in: The Complete Works of Oscar Wilde, London 1970, S. 1052.

**170** Thomas Mann, Tonio Kröger (1903), in: Gesammelte Werke. Erzählungen, Bd. 8, Oldenburg 1960, S. 301.

**171** Paul Valéry, Variété (1924), in: Œuvres, Bd. 1, hg. v. Jean Hytier, Paris 1957, S. 1205.

**172** Elizabeth M. Wilkinson, »Über den Begriff der künstlerischen Distanz. Von Schiller und Wordsworth bis zur Gegenwart«, in: Deutsche Beiträge zur geistigen Überlieferung, Bd. 3, Bern 1957, S. 69-88, hier S. 69.

**173** Vgl. Marianne Streisand, Intimität. Begriffsgeschichte und Entdeckung der »Intimität« auf dem Theater um 1900, München 2001; dies., »Intimität/intim«, in: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, Bd. 3, hg. v. Karlheinz Barck u.a., Stuttgart 2001, S. 175-195.

**174** Georg Fuchs, »Erste Internationale Kunstausstellung des Vereins bildender Künstler, »Münchener Sezession«, in: Allgemeine Kunst-Chronik. Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater und Literatur, München 1893, S. 397; vgl. Streisand, Intimität, S. 127.

**175** Streisand, Intimität/intim, S. 195.

- 176** Art. »intim«, in: Meyers Konversationslexikon, 6. Aufl., Bd. 9, Leipzig 1905, S. 894; vgl. Streisand, Intimität/intim, S. 187.
- 177** John Dewey, *Art as Experience* (1934), New York 1958, S. 258; dt. *Kunst als Erfahrung*, Frankfurt am Main 1980, S. 302f.
- 178** Georg Simmel, »Soziologische Ästhetik« (1896), in: Gesamtausgabe, Bd. 5. Aufsätze und Abhandlungen 1894-1900, hg. v. Heinz-Jürgen Dahme und David P. Frisby, Frankfurt am Main 1992, S. 197-214, hier S. 200.
- 179** a.a.O., S. 209; vgl. ders., *Philosophie des Geldes* (1900), Frankfurt am Main 1989, S. 658; Sibylle Hübner-Funk, *Georg Simmels Konzeption von Gesellschaft. Ein Beitrag zum Verhältnis von Soziologie, Ästhetik und Politik*, Köln 1982, S. 62f.
- 180** Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 41.
- 181** a.a.O., S. 35.
- 182** a.a.O., S. 660.
- 183** a.a.O., S. 659.
- 184** a.a.O., S. 666.
- 185** Vgl. Joachim Ritter, »Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft« (1963), in: ders., *Subjektivität*, Frankfurt am Main 1974, S. 141-190; Dirk Solies, *Natur in der Distanz. Zur Bedeutung von Georg Simmels Kulturphilosophie für die Landschaftsästhetik*, St. Augustin 1998, S. 238f.
- 186** Georg Simmel, »Der Bildrahmen. Ein ästhetischer Versuch« (1902), in: *Zur Philosophie der Kunst. Philosophische und kunstphilosophische Aufsätze*, hg. v. Gertrud Simmel, Potsdam 1922, S. 46-54, hier S. 46.
- 187** a.a.O., S. 47.
- 188** ebd.; vgl. Georg Simmel, *Kant. Sechzehn Vorlesungen*, Leipzig 1904, S. 159f.
- 189** Simmel, *Philosophie des Geldes*, S. 666.
- 190** Georg Simmel, *Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel* (1918), in: Gesamtausgabe, Bd. 16, hg. v. Gregor Fitz und Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1999, S. 209-425, hier S. 353.
- 191** ebd.
- 192** James L. Jarrett, *The Quest for Beauty*, Englewood Cliffs, N.J. 1957, S. 111.
- 193** Edward Bullough, »Psychical distance as a factor in art and an aesthetic principle«, in: *British Journal of Psychology* 5 (1912), S. 87-117, hier S. 91.
- 194** a.a.O., S. 90.
- 195** a.a.O., S. 92f.
- 196** a.a.O., S. 117.
- 197** Georg Mehlis, »Das ästhetische Problem der Ferne«, in: *Logos* 6 (1916-17), S. 173-184, hier S. 175.
- 198** a.a.O., S. 180.
- 199** a.a.O., S. 181.
- 200** a.a.O., S. 176.
- 201** Helmuth Plessner, »Mit anderen Augen« (aus einer nicht erschienenen Festschrift für G. Misch, 1948), in: *Zwischen Philosophie und Gesellschaft. Ausgewählte Abhandlungen und Vorträge*, Bern 1953, S. 204-217, hier S. 208f.
- 202** Günther Anders, *Kafka pro und contra. Die Prozeß-Unterlagen* (1951), in: *Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur*, München 1984, S. 45-131, hier S. 93.
- 203** Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* (1947) (= *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, Frankfurt am Main 1981), S. 35.
- 204** Theodor W. Adorno, »Valéry Proust Museum« (1953), in: *Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, Gesammelte Schriften*, Bd. 10, 1, Frankfurt am Main 1977, S. 181-194, hier S. 186.
- 205** Theodor W. Adorno, *Ästhetische Theorie* (1970), Frankfurt am Main 1973, S. 514.
- 206** a.a.O., S. 460.
- 207** Hans Robert Jauf, »Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft« (1967), in: ders., *Literaturgeschichte als Provokation*, Frankfurt am Main 1970, S. 144-207, hier S. 178.
- 208** Wolfhart Henckmann, »Distanz, ästhetische«, in: *Lexikon der Ästhetik*, hg. v. Wolfhart Henckmann und Konrad Lotter, 2. Aufl., München 2004, S. 73-74, hier S. 73.
- 209** Hans Grimminger, *Die Ordnung, das Chaos und die Kunst. Für eine neue Dialektik der Aufklärung*, Frankfurt am Main 1986, S. 161.
- 210** Konrad Paul Liessmann, *Ohne Mitleid. Zum Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie mit ständiger Rücksicht auf Theodor W. Adorno*, Wien 1991, S. 227.
- 211** a.a.O., S. 234.
- 212** a.a.O., S. 277.
- 213** Konrad Paul Liessmann, »Distanz, Kälte, Schweigen. Zum Verhältnis von Kunst und Gesellschaft«, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 9 (1984), S. 26-42, hier S. 30.
- 214** ebd.
- 215** Liessmann, *Ohne Mitleid*, S. 223.
- 216** Liessmann, *Distanz, Kälte, Schweigen*, S. 33; vgl. Adorno, *Ästhetische Theorie*, S. 268.
- 217** Liessmann, *Distanz, Kälte, Schweigen*, S. 33; vgl. ders., *Ohne Mitleid*, S. 277; Torsten Voß, *Die Distanz der Kunst und die Kälte der Formen*, München 2007, S. 59.
- 218** Reinhold Schmücker, »[Rezension von Konrad Paul Liessmann, *Ohne Mitleid. Zum Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie mit ständiger Rücksicht auf Theodor W. Adorno*, Wien 1991]«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 40 (1992), S. 1483-1487, hier S. 1486.
- 219** Vgl. Jörg Schuster, *Poetologie der Distanz. Die ›klassische‹ deutsche Elegie 1750-1800*, Freiburg im Breisgau 2002; Torsten Voß, *Die Distanz der Kunst und die Kälte der Formen*, München 2007.
- 220** W. Beckerman, »Distance and the pattern of intra-European trade«, in: *The Review of Economics and Statistics* 38 (1956), S. 31-40, hier S. 38.
- 221** Hans Linnemann, *An Econometric Study of International Trade Flows*, Amsterdam 1966.
- 222** Jan Johanson und Finn Wiedersheim-Paul, »The internationalization of the firm: four Swedish cases«, in: *Journal of Management Studies*, 12 (1975), S. 305-322, hier S. 308.
- 223** Jan Johanson und Jan-Erik Vahlne, »The internationalization process of the firm—a model of knowledge development and increasing foreign commitments«, in: *Journal of International Business Studies* 8 (1977), S. 23-32, hier S. 24; vgl. Nakiye Boyacıgiller, »The role of expatriates in the management of interdependence, complexity and risk in multinational corporations«, in: *Journal of International*

Business Studies 21 (1990), S. 357-381, hier S. 363.

**224** Kjell A. Nordström und Jan-Erik Vahlne, »Is the globe shrinking? Psychic distance and the establishment of Swedish sales subsidiaries during the last 100 years«, in: International Trade: Regional and Global Issues, hg. v. Michael Landeck, New York 1994, S. 41-56, hier S. 42; vgl. Shawna O'Grady und Henry W. Lane, »The psychic distance paradox«, in: Journal of International Business Studies 27 (1996), S. 309-333.

**225** Geert Hofstede, Cultural Consequences. International Differences in Work Related Values, Beverly Hills 1980.

**226** Bruce Kogut und Harbir Singh, »The effect of national culture on the choice of entry mode«, in: Journal of International Business Studies 19 (1988), S. 411-432, hier S. 422.

**227** Carlos M. P. Sousa und Frank Bradley, »Cultural distance and psychic distance: two peas in a pod?«, in: Journal of International Marketing 14 (2006), S. 49-70.

**228** Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Karl Marx, Friedrich Engels, Werke (MEW), Bd. 40, Berlin 1968, S. 465-588, hier S. 511f.

**229** Gertraude Mikl-Horke, Historische Soziologie – Sozioökonomie – Wirtschaftssoziologie, Wiesbaden 2011, S. 174.

**230** Joachim Böhringer, Peter Bühler und Patrick Schlaich, Kompendium der Mediengestaltung. Konzeption und Gestaltung für Digital- und Printmedien, Berlin 2011, S. 251.

**231** Georg Picht, Geschichte und Gegenwart. Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte (1972-75), Stuttgart 1993, S. 293; vgl. auch Arnold Gehlen, Moral und Hypermoral. Eine pluralistische Ethik, Frankfurt am Main 1969, S. 75.

## Literatur

L.H. Adolph Geck, »Zur Dogmengeschichte einer allgemein-soziologischen Theorie der zwischenmenschlichen Distanz«, in: Studien zur Soziologie. Festgabe für Leopold v. Wiese, Mainz 1948, S. 19-37.

L.H. Adolph Geck, »Sprachliches zum Problem der zwischenmenschlichen Distanz«, in: Gegenwartsprobleme der Soziologie. Alfred Vierkandt zum 80. Geburtstag, hg. v. Gottfried Eisermann, Potsdam 1949, S. 231-253.

Heinz Otto Luthe, Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985.

Konrad Paul Liessmann, Ohne Mitleid. Zum Begriff der Distanz als ästhetische Kategorie mit ständiger Rücksicht auf Theodor W. Adorno, Wien 1991.

Klaus Lichtblau, »Das ›Pathos der Distanz‹. Präliminarien zur Nietzsche-Rezeption bei Georg Simmel«, in: Georg Simmel und die Moderne, hg. v. Heinz-Jürgen Dahme und Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 1994, S. 231-281.

Thorsten Sindermann, Der Begriff der Distanz als philosophisches Problem, Magisterarbeit Univ. Gießen 2004.

Torsten Voß, Die Distanz der Kunst und die Kälte der Formen, München 2007.

Ich danke Ernst Müller für wertvolle Hinweise und Anregungen.

Georg Toepfer (Berlin)